(Eduard v[on] Ambach)

2)

Gottfried von Bouillon,

oder die

Eroberung des heiligen Grabes.

Ein historisches Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge.

Der gesammten edlen Lesewelt,

namentlich der reifern Jugend geweiht,

von dem

Verfasser „der Kinder der Wittwe."

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1845.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Vorrede.

Wenn man die Jahrbücher der Vorwelt durchblättert und ihren Thaten nachforscht, so möchte wohl keine Begebenheit so gewaltig erscheinen als die kriegerische Völkerwanderung aus dem Abend- nach dem Morgenlande, da Peter der Einsiedler, Papst Urban II. und Herzog Gottfried von Bouillon das kristliche Europa gegen das sarazenische Palästina auf die Wage legten. Nie zeigte sich die Menschheit in Bezug auf Eroberungen thätiger als in den sogenannten Kreuzzügen. Diese waren eine Folge der Tyrannei, welche die Ungläubigen an den eingebornen Kristen und an den frommen Pilgern, die gottselig nach dem heiligen Grabe hinwallten, in dem Morgenlande verübten. Wohl kannten die Kristen des Abendlandes die Sarazenen, die in frechem Hohne das Kreuz mit Füßen traten, aus dem langen Kampfe in Europa mit ihnen. Denn seit Karl dem Hammer und Karl dem Großen ward in Spanien, in Italien, auf den Inseln und Küsten des Mittelmeeres, auf diesem Meere selbst, ja nicht selten sogar in Afrika zwischen Kristen und Ungläubigen blutig gestritten. Letztere waren die politischen und religiösen Feinde aller Völker unseres Erdtheiles. Als daher das Ritterthum kräftig aufblühte, erwachte in allen Herzen plötzlich der glühende Wunsch das heilige Land, wo der Heiland gewandelt, gelehrt und das große Erlösungswerk vollbracht, den Ungläubigen zu entreißen und die schmählichen Feßeln der geknechteten Kristenbrüder zu sprengen.

Diß Gefühl sprach sich, als Peter der Einsiedler aus dem gelobten Lande kommend die Leiden der Kristen wie die Entweihung der heiligen Orte schilderte und den Kreuzzug predigte, in Allen zu gleicher Zeit aus, indem es mit Posaunenstimme rief „Das will Gott!“

„Das will Gott! das müßen wir thun!“ riefen auch hundert Tausende, als Papst Urban II. auf der denkwürdigen Kirchenversammlung zu Klermont die gerüsteten Völker zum Kreuzzuge einsegnete, und an die Fürsten und die Ritterschaft das Kreuz austheilte. Mächtig schlug die Flamme, welche Peter der Einsiedler und Papst Urban II. entzündeten, zum Himmel empor. Aus der Blüte des französischen Ritterthumes aber trat der durch seine Thaten rühmlich bekannte Herzog Gottfried von Bouillon als Führer des ersten großen Kreuzzuges thatkräftig hervor. Ritterlicher Mut, Uneigennützigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Selbstbeherrschung, Demut, Frömmigkeit und Menschlichkeit machten die Grundzüge seines Karakters aus. Im Siege nicht stolz, in den herbsten Leiden nicht verzagt erkämpfte er sich in dem Lande, wo Jesus zu unserm Heile gewirkt und wo später Muhamed seine Lehre mit Feuer und Schwerte verkündete, gegen des Koranes Bekenner die ewig grüne Siegespalme. Er vollbrachte die Eroberung Jerusalems, die bei der überlegenen Stärke der Ungläubigen die bewunderungswürdigste That des ersten großen Kreuzzuges war. Eine ewig waltende Vorsicht, ein Gang Gottes durch die Menschheit war nie sichtlicher als in jener gewaltigen Zeit, wo die Kraft der Völker so frisch, das Vertrauen auf Gott so unendlich war, daß man sich weder um die Weite des Weges noch um den tödtenden Sonnenstrahl eines glühenden Himmels, weder um Hunger und Durst noch um Krankheit, kurz um Nichts von dem kümmerte, was die jetzige so bedächtige Zeit wohl erwägt. Nie trat die Kraft sich aufraffender Für-

stenmächte und die ritterliche Herzhaftigkeit der Ost- und Westfranken, der Britten, Spanier, Ungern, Venediger und Deutschen rühmlicher hervor als in diesem Völkerzuge, wo man unaufhaltbar im Blute der Feinde das Schwert röthete, Throne niederstürzte, und auf den Trümmern der hingesunkenen neue Reiche errichtete. Die edelsten Geschlechter starben hin. Manche kräftige Wurzel, die eine blühende Nachkommenschaft versprach, ward abgehauen. Stromweise gab man für den Glauben sein Blut hin; denn er war nicht wie jetzt fast überall ein bloßes Dafürhalten, sondern die Seele der Menschheit. Er bewegte die Einzelnen wie die Massen. Auf ihn bezog sich Alles, in ihm löste sich Alles auf. Er umschloß als gemeinsames Band die abendländischen Völker. Das römische Reich des deutschen Vaterlandes war hoch geheiligt. Weit über den Häuptern aller Fürsten und Könige stund aber die Kirche auf dem Felsen, an welchem die Flut des Todes sich machtlos brach. Dieser Glaube stürzte nach schaudervollen Nöthen und Gefahren den Halbmond, der lange im Golde der Sonne auf den Mauern der heiligen Stadt geflammt hatte, mit keckem Heldengriffe hinab, pflanzte an seiner Stelle das Kreuz auf und stellte die Wallfahrten, die schon in alter heidnischer Zeit von den meisten Völkern für segenbringend gehalten und auch von den Kristen seit dem vierten Jahrhunderte als heiliger Brauch aufgenommen worden wieder her.

In dieser Zeit findet der unbefangene Prüfer edle und verdammenswerthe Handlungen, die in dem Buche des Menschenthumes ein halbes Jahrtausend aufwiegen. Edle und unedle Gestalten, fromme Gläubige und Heuchler, Tapfere und Feiglinge, böse verdorbene Gemüter und große Seelen, wilde blutige Schwärmerei und Türkenwut wogten bunt durch einander. Doch unter den Edelsten, die das Kreuz

nahmen, um im gelobten Lande das feierliche Gelübde zu lösen, war Herzog Gottfried der Edelste. Unbefleckter hängte wohl Keiner nach dem blutigen Streite an dem heiligen Grabe die Waffen auf als Herzog Gottfried, der als König von Jerusalem die Krone ausschlug, weil er in dem Lande, wo der Erlöser eine Dornenkrone getragen, sich keine goldene auf's Haupt setzen wollte.

Diesen Helden, der ein Jahr nach der Eroberung Jerusalems von den Kreuzbrüdern wie von den Sarazenen beweint auf den Lorbeeren seiner Siege selig in dem Herren verschied, versuchte ich der reifern Jugend mit jenen gewaltigen Ereignissen in vorliegender Erzählung in einem Zeit- und Heldengemälde vor Augen zu führen, und wünsche, daß es ihre Herzen erwärmen und zu gleichem felsenfestem Glauben und Gottesvertrauen wie die hier aufgezeichneten Edeln entflammen möge.

München im Heumonate 1845.

Der Verfasser

Eduard v. Ambach.

I

Die Stadt, die Gott zum Sitze sich erbaut,
Jerusalem, die heh're Gottesbraut,
wo tausend fromme Waller Hand in Hand
hinpilgerten, ein edles heil'ges Band,
das von dem Abend- nach dem Morgenlande
stäts hin sich zog, es ist entweiht. O Schande!
der Pilger muß am Thore den Barbaren,
ha! welche Schmach! er muß ein Kopfgeld zahlen.
Wenn er das fromme Herz am heil'gen Grabe
zu Gott erheben will, so kostet's seine Habe.
Es dürfen freche Räuber ohne Beben
dem müden Pilger nehmen Gut und Leben.
Ihn schützet kein Gesetz. Nur Hohn und Spott
erfährt der Brave dort, der Gläubige in Gott.
Es hört das Westland diesen Druck der Brüder
dort in Jerusalem. Da pocht ein müder
bestäubter Wandersmann vom Morgenlande
heimkehrend an das Thor der Zeit. „Ha Schande!"
so ruft er laut durch aller Herren Lande —
„Ja Schande ist's fürwahr, den Greu'l noch länger seh'n
und müßig hier im Abendlande stehn.
Auf, Ritter! greifet nach dem Schwert und Schilde,
die Fahnen zeichnet mit dem Kreuzesbilde.
Auf! reiß't den Halbmond von den heiligen Mauern,
daß endlich ende eurer Brüder Trauern,
daß jeder Waller an dem heil'gen Grabe
sich wieder tröste, wieder labe."
So ruft der Einsiedler. Die träg' geword'ne Kraft
erhebet kühn auf's neue sich und schafft
blitzschnell in jeder Brust ein heiß Verlangen
in Kampf und Streit zu ziehen ohne Bangen.

Im Jahre des Herren 1094 wanderte an einem schwülen Herbstabende ein streng aussehender Mann mit glühendem Flammenblicke in das rauhe theilweise zerfetzte

Gewand eines Mönches gehüllt durch die ruinenreiche Gebirgswelt der Ardennen nach jenem hohen Felsen hin, auf welchem einem mächtigen Adlershorste gleich die damals schon alte Stadt Bouillon ihre finstern Mauern erhub. Oft ruhte die kleine gedrungene Gestalt dieses Mannes auf den Pilgerstab gestützt aus; doch nach kurzer Rast verdoppelte der von dem strengen Tagmarsche Ermüdete seine Schritte wieder; denn in seinem kleinen unansehnlichen Körper schlug ein kühnes Herz, und ein heller Geist erhub ihn mit mächtigem Willen über das bleierne Gewicht der Ermüdung.

Während der Mönch so den Felsen hinan stieg, hatten sich auf einem freien Platze vor der Stadt Bouillon viele Ritter und Edle um einen blondgelockten Jüngling gesammelt, der unter dem Laubdache einer stämmigen Eiche sitzend die Harfe schlug und nach Art der Volksbarden die Leiden der kristlichen Pilger, die damals in großer Anzahl in das heilige Land nach dem Grabe des Erlösers wallfahrteten, mit kräftiger heller Stimme besang. Seitwärts von diesem Kreiße, der den schönen Sänger umstund, saßen viele Landleute und Hirten in der damaligen abergläubischen Weise von blutigen Kriegen sprechend, die durch Zeichen des Himmels täglich prophezeit wurden. Einige wollten bei hellem Sonnenlichte zwei gepanzerte Männer auf feurigen Rossen am Himmel kämpfen gesehen haben. Auf der Brust des einen flammte ein blendendes Kreuz, und nach vielen Stunden heißes Streites stürzte er, hieß es, seinen Gegner vom stolzen Rosse. So sollte in der Feierstille klarer Mondnächte mehreren Hirten eine große Stadt, Jerusalem, am Himmel im Strahlenglanze erschienen sein. Diß Alles, wie der häufige Sternschnuppenfall, der besonders in ganz Frankreich um diese Zeit gesehen ward, desgleichen alle Mißgeburten an Menschen

und Viehe bezog man auf den bevorstehnden heiligen Krieg. Selbst die sonderbare Mähre, daß Kaiser Karl der Große die Marmorplatten seines Grabes zu Aachen mit Donner gesprengt habe um das Heer der Kreuzfahrer gegen die Ungläubigen zu führen ward hie und da von dem Landvolke geglaubt. Es war eine Zeit der allgemeinen Aufregung; unter den gewaltigen Gefühlen dieses Zeitalters aber hatte der Glaube die oberste Stelle eingenommen. Dieser Glaube war in jedem Herzen zum glühenden Leben, war zur Seele der ganzen Menschheit geworden. Er umschloß als festes Band die abendländischen Völker. Das römische Reich deutsches Stammes war ein heiliges; aber hoch über den Häuptern der Höchsten stund die Kirche auf dem festen Felsen, an dem die wildtobende Flut des Todes sich machtlos brach. Sie war das sichtbare Himmelreich auf Erden geworden, und bei einer andern Naturanschauung als jener der spätern Zeiten schienen sich selbst die dunkeln Schatten der Gräber zu öffnen, denen ein verklärter Chor der Heiligen entschwebte, deren Nähe den Glauben erhöhte, deren wirkende Kraft sich erprobte. Jeder Kirchensprengel, jedes Kloster hatte damals seinen überirdischen Beschützer, an dessen Grabesstätte Wunder geschahen. Wohl Tausende waren deren, so berichten die alten Geschichten, bei denen man nicht nothwendig an Täuschung zu denken braucht. Denn die Menschen jener Jahrhunderte zergliederten nicht kaltblütig die Ursache und Wirkung der Dinge, wie wir jetzt thun, sondern sie fühlten mit einer uns unerklärbaren Lebendigkeit und Innigkeit das Dasein höherer Mächte, das Schaffen jener tiefen Gewalten, die nur dem Glauben sich neigen. Mit allen Schauern eine der jetzigen Zeit fremden Ehrfurcht ergriffen die ausgegrabenen Gebeine eines Heiliggesprochenen in der Heimat

damals die gläubigen Gemüter. Um wie viel mehr muste sich diß Gefühl steigern, wenn man von dem gelobten Lande sprach, wo jeder Fuß breit Erde durch den eingeborenen Sohn Gottes, den Erlöser des Menschengeschlechtes, der dort gewandelt, gelehrt und auf Golgathas Höhen geblutet hatte, geheiligt war. Doch über diesen heiligen Stätten, auf denen das Kreuz hätte zum Himmel streben sollen, erglänzte im Mond- und Sonnenscheine stolz der Halbmond der Ungläubigen, die im Besitze des heiligen Landes waren, und wenn die frommen Wallfahrer den Gefahren des Meeres oder der Wüste, des Klimas und der Menschen getrotzt hatten, musten sie um das Land ihres Erlösers, des Überwinders des Todes und der Hölle, betreten zu dürfen, schwer und viel bezalen und von den Sarazenen, die das Kreuz mit Füßen traten, Mißhandlungen aller Art erdulden. Seit den Zeiten des Kalifen Harun al Radschid, eines Zeitgenoßen und Freundes von Karl dem Großen, hatten die gläubigen Wallfahrer im heiligen Lande keine Ruhe und keinen Schutz mehr. Denn kaum hatte Kalif Hakem nach dem Tode Harun al Radschids die Herschaft über Syrien und Palästina erlangt, so gefiel er sich bald in dem Treiben eines Nebukadnezars, bald in dem eines Neros. Diesen tollen Schwärmer musten seine Untergebenen G o t t nennen, der da könnte leben und sterben laßen. Die feigen Schmeichler erfüllten zitternd das Gebot ihres Tyrannen, der um seinen Namen furchtbar zu machen einen großen Theil von Kahira verbrennen ließ, den andern aber der viehischen Wut seiner blutdürstigen Sklaven Preis gab. Diß Scheusal war von einer kristlichen Mutter geboren; die damaligen Patriarchen von Konstantinopel und Alexandrien waren seine Oheime. Durch diese Verwandtschaft wie durch seine Grausamkeit

bei den Muselmanen verdächtiget bot er Alles auf um jenen Fleck im Blute der Kristen abzuwaschen. Der Handel ward gänzlich gesperrt, und weder um Silber noch um Gold durften an die Kristen Reliquien mehr ausgetauscht werden. Auch die Kopfsteuern der armen Pilger wurden übermäßig erhöht, und oft klagte man sie dieses oder jenes Verbrechens gegen die Lehre des Koranes unschuldig an, was dann immer den Martertod zur Folge hatte. Um seinen Grausamkeiten noch den brandmarkenden Stempel aufzudrücken ließ dieser Wüterich die Kirche des heiligen Grabes und viele andere kristliche Tempel und Klöster vom Grunde aus schleifen und seinem greisen Oheime, dem würdigen Patriarchen von Konstantinopel, der ihm deswegen Vorstellungen und gerechte Vorwürfe machte, die Augen ausstechen. Damals überließ sich der Religionshaß, diß tief gewurzelte Übel der Menschheit, das noch in spätern Jahrhunderten als ein nimmersattes Ungetüm oft Ströme Blutes in vollen Zügen trank, allen schleichenden tückischen Listen, aller öffentlichen Wut. So warf unter andern Erbärmlichkeiten ein Mal ein türkischer Schwärmer, den nach einem kristlichen Blutbade gelüstete, in verschwiegener Nacht in eine der vornehmsten Moscheen einen todten Hund. Die Ersten, die beim Aufgange der Sonne in den entweihten Tempel eintraten, brachen in ein Geschrei der Verzweiflung aus, und die auf ihren Lärm herbeieilende Volksmenge, unter der sich auch der feige Frevler befand, schob die Schuld auf die Kristen. Schon bereitete man ein allgemeines Blutbad vor, als ein hochherziger Jüngling sich für seine kristlichen Brüder zum Opfer darbot; und diese nicht so großmütig als er nahmen von Angst durchbebt das Opfer an. Wie Kristus, auf dessen Verheißung er seine Zuversicht baute, zog der mutige Jüng-

ling von seinem bebenden Volke begleitet feierlich in Jerusalem ein, wo ihn die Barbaren als Sühnopfer unter Verspottungen und Mißhandlungen zum Martertode führten.

Solche unerhörte Grausamkeiten toller Wüteriche, wie Hakem war, die unseligen Drangsale der Kristen, womit sie wie ehmals die Nachkommen Israels in Ägypten zu kämpfen hatten, und der unwiderstehliche Trieb das Land Gottes in die Hände seiner Gläubigen zu bringen bewogen schon im Jahre 986 Gerbert, den Erzbischof von Ravenna, den nachmaligen Papst Silvester II, im Namen der Kirche zu Jerusalem einen Brief an die gesammte Kristenheit ergehn zu laßen. Dieser enthielt eine rührende von hoher Begeisterung glühende Mahnung an ganz Europa die Waffen gegen die ungläubigen Unterdrücker zu erheben und die heilige Stadt zu befreien. Einige vornehme Republikaner in Pisa durch diese kühne Aufforderung ermutigt rüsteten sogleich eine Flotte und fielen in Syrien in das Gebiet der Muselmänner ein. War auch dieser so verwegene Versuch fruchtlos, so gerieth doch der Osten darüber in Bestürzung und diente der kristlichen Ritterschaft zum Sporne mit größerer Macht ihr Heil zu versuchen. Noch mehr ward diß Verlangen gesteigert, als gegen den Ausgang des zehnten Jahrhundertes die Kristenheit durch die Furcht, der Untergang der Welt sei nahe, in allgemeine Bestürzung gerieth. Man bildete sich nämlich ein, die tausend Jahre, deren der heilige Johannes in seiner Offenbarung erwähnt, seien erfüllt und das Weltgericht nahe. Alles wollte jetzt nach dem gelobten Lande wallfahrten um in der Nähe des Ölberges zu sterben oder die Ankunft des Erlösers auf Golgatha zu erwarten. Könige, Fürsten, Grafen, Bischöfe und sogar eine große Menge von Frauenzimmern und geringen Leuten

verließen schaarenweise ohne Rücksicht auf Freundschaft und Familie ihre Güter und die Heimat und wallfahrteten in großen Zügen nach dem heiligen Lande. Später, als die Furcht vor dem Weltuntergange sich grösten Theiles wieder gelegt hatte, traten sieben tausend Pilger unter Anführung Siegfrieds, des Erzbischofes von Mainz, und der Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht von Deutschland aus einen großen Zug nach dem heiligen Grabe an. Sie nahmen ihren Weg durch Ungern über Konstantinopel nach Jerusalem, wurden aber, da sie unvorsichtig große Reichthümer zur Schau legten, am Charfreitage in der Nähe von Ramla von einem arabischen Emire überfallen, gleich beim ersten Angriffe von den gewandten Räubern geschlagen und ihrer Kostbarkeiten beraubt. Der Bischof von Utrecht blieb entblößt mit abgehauenem Arme auf dem Schlachtfelde liegen, seine Begleiter aber wurden gezwungen in einem großen steinernen Gebäude Schutz zu suchen, in welchem sie drei Tage lang dem Hunger und Durste trotzten, sich aber doch endlich mit den belagernden Arabern in eine Unterhandlung einlaßen musten. Zu diesem Zwecke ließ man den Emir mit sechszehn Begleitern in das Gebäude ein; dieser ward aber, als er unbedingte Ergebung forderte und an den Bischof Günther, der wegen seiner fast überirdischen Schönheit hoch gefeiert und bewundert war, Hand legte und ihn erdroßeln wollte, von diesem mit übermannender Stärke zu Boden geworfen. Auch des Emires Begleiter schlug man in Ketten und kämpfte nun mit dem Mute der Verzweiflung gegen die wütend andringenden Feinde. Doch als der Pfeilhagel immer dichter in den Kristenhaufen einschlug, stellte man den Emir und seine Begleiter auf die Mauer und hinter Jeden einen Mann mit entblößtem

Schwerte mit der Drohung Allen die Köpfe abzuschlagen, wenn nicht sogleich der Pfeilregen eingestellt würde. Da that der Sohn des Emires dem Beschießen Einhalt, zog aber seine Haufen in immer engere Kreiße um das Gemäuer, und der Untergang der Kristen wäre sicher gewesen, wenn nicht in dieser äußersten Noth der Statthalter von Ramla zum Entsatze derselben herbeigeeilt wäre. Er zerstreute die zahlreiche Horde und ertheilte dann den befreiten Pilgern gegen eine geringe Geldsumme die Erlaubniß den Weg nach Jerusalem fortzusetzen, wo sie von dem Patriarchen Sofron feierlich empfangen wurden. Unter Fackelscheine und Zimbelklange führte er sie in großer Prozession in die Kirche des heiligen Grabes, wo ihre Frömmigkeit und Neugierde nach so langen Märschen und Gefahren endlich Befriedigung fand. Aus Furcht vor den arabischen Räubern hatten sie jedoch keine weitere Lust nach dem Jordane hinzuziehen, setzten sich daher auf die Rückreise bedacht auf genuaische Handelsschiffe und stiegen endlich zu Brindisi an das Land. Von da wallfahrteten sie nach Rom, wo die Gebeine des heiligen Apostelfürsten Petrus ruhten. Dort trennten sie sich und zogen in verschiedenen Richtungen zur Heimat zurück, wo jedoch von den sieben tausend Pilgern, die mit den Bischöfen ausgezogen waren, nur zwei tausend anlangten. Ungeachtet aller dieser Gefahren und des Kopfgeldes, das jeder Pilger beim Eintritte in die heilige Stadt bezalen muste, zogen doch immer mehr Gläubige nach dem heiligen Lande, wo sie oft, wenn sie die Einlaßgebühr, die in einem Goldinare, einer in jener Zeit großen Summe, bestund, nicht erschwingen konnten, vor den Thoren von Jerusalem lagern und harren musten, bis ein reicher Fürst oder Graf aus dem Abendlande kam und für sie bezalte, wie das der Herzog Robert von

der Normandie bei seiner berühmten Wallfahrt im Jahre 1035 für alle armen Pilger that, die er vor der heiligen Stadt versammelt fand. Diese heilige Gegend, in welcher aus besonderer Andacht der Europäer so viel Reichthum zusammen floß, ward nun auch bei den Eingeborenen eine Ursache des Streites, und während der berühmte Malek Schach seinen Vetter Suleiman hinsandte um sich auf den Trümmern griechischer Staaten in Kleinasien ein Reich zu gründen, griff ein anderer Feldherr Azis von Karizme die Fatimiten in Syrien an und brachte im Jahre 1075 Damask, Edessa und Jerusalem unter die Gewalt des furchtbaren Sultanes. Die ägyptische Besatzung, die sich tapfer und rühmlich gehalten, ward niedergehauen, so daß durch ganz Jerusalem ein Blutstrom floß, und das Joch der Kristen ward nun so drückend wie unter den Neronen und Diokletianen von Rom. Die Habsucht der Eroberer setzte unerschwingliche Abgaben fest und ihr stätes Sinnen die vielfachen Plagen noch zu vermehren und zu steigern findet in der Geschichte der Unterdrückungen kaum mehr eine Ähnlichkeit. Nur zwei Kirchen, die vom heiligen Grabe und St Maria, blieben ihnen noch zu ihrem Gottesdienste übrig, und diese Wohlthat vergönnte man der bange aufseufzenden Kristenheit mehr aus Staatsklugheit als aus Mäßigung. Die Sieger fürchteten nämlich die unermeßlichen Einkünfte zu verlieren, welche die frommen Waller, die aus Europa heran zogen, ihrer Übermacht entrichten musten, und sie sannen nun, wie sie ihre Habsucht und ihren Kristenhaß zugleich befriedigen könnten. In der Statthalterschaft Jerusalem folgten nun auf Azis die Ortokiden, die so habsüchtig wie die Seldschucken und so grausam wie Nero waren. Ihre Emire, die alle mit dem Sultane von Syrien in gutem Einverständnisse waren, durften nun Mu-

selmänner und Kristen mit gleicher Unbarmherzigkeit quälen. Denn auch den Muhamedanern war Jerusalem wegen der prachtvollen Moschee, die der Kalife Omar auf der Stelle, wo Salomons Tempel gestanden, erbauen ließ, ehrwürdig. Sie war aus Marmor gebaut, mit Bleie gedeckt und in den innern Räumen mit einer fast unzähligen Menge Lampen von reinem Golde und Silber geschmückt. Nur mit bloßen rein gewaschenen Füßen durfte diß sogenannte Heiligthum, das schon seines äußern Ansehens wegen auf die feurige Einbildungskraft der Bewohner des Morgenlandes einen wahren Zauber übte, betreten werden, und Jerusalem war nun den Türken theils dieses Tempels theils des heiligen Grabes wegen eine Quelle des Reichthumes, den fatimitischen Muselmännern aber und den Ägyptern wie den kristlichen Pilgern eine Marter- und Mördergrube voll des unaussprechlichsten Elendes geworden. Diß Elend erhöhte sich noch, als inzwischen Tutusch, der Bruder des großen Malek Schach, die Stadt Jerusalem dem Turkomanen Ortok gab. Die wilde den Mord gewohnte Bande dieses Fürsten peinigte die Kristen aufs grausamste, drang sogar in die Kirche des heiligen Grabes, zauste den ehrwürdigen Patriarchen bei dem schneeweißen Barte und schleppte den Greis mit Ketten belastet in das Gefängniß um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Mit der grösten Härte ward jetzt auch das Pilgergeld gefordert, so daß oft Tausende der frommen Waller, deren Bitten und Jammer man verhöhnte, an dem Ziele ihrer Pilgerfahrt vor Jerusalems Mauern verschmachtend umkamen. Kein Wanderer, der damals von Palästina zurückkehrte, konnte von den Gefahren, die er auf der langen Reise in ein so weit entlegenes Land erdulden muste, so wie von der Grausamkeit der Türken genug erzählen. Das Wehge-

schrei der leidenden Kristenheit des Morgenlandes drang mächtiger als je zu dem Gehöre des längst erbitterten Europas, indem es die Seelen in den innersten Tiefen aufregte, und zwar in einer Zeit, wo die Ungläubigen in Spanien Schlag auf Schlag den Sieg erhielten, wo das gesammte Ritterthum die Vertheidigung des kristlichen Glaubens als seine höchste heiligste Pflicht betrachtete und die Lust an Kampf und Abenteuer die gröste Höhe erreicht hatte. Zu dieser Lust gesellte sich noch die glühende Begierde für das Land, wo der Heiland gelehrt und gestorben, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. So reifte die Zeit der Vergeltung der an den Kristen verübten Gräuel immer näher heran und es fehlte bloß noch ein zündender Blitzstrahl um die ganze europäische Menschheit in einer einzigen riesigen Flamme des Haßes gegen das Morgenland zu führen, wo der Halbmond in frechem Hohne das Kreuz unter die Füße trat.

Dieser Blitzstrahl ward Peter von Amiens, auch Peter der Einsiedler genannt. Er schien ganz für diß Jahrhundert geschaffen zu sein. Eine kurze gedrungene Gestalt, in eine halbzerfetzte Mönchskutte gehüllt, grobe derbe Züge, ein nachläßig herunterhängendes Bart- und Haupthaar, und stäts feurig wie Glut leuchtende Augen: das war Peters Bild. Er war geboren im Jahre 1053 unter Heinrich I. Nachdem er seine Jugend den Wißenschaften gewidmet hatte, wählte er den Kriegerstand. Seine erste Bekanntschaft machte er mit dem Grafen Eustach von Bologne, dem Vater des berühmten Kreuzhelden Gottfried von Bouillon. Mit demselbem zog er wegen eines kleinen Erbfolgekrieges zwischen Robert dem Friesen und seinen Neffen Arnold und Balduin nach Flandern, wo er gefangen ward, nach seiner Befreiung aber Harnisch und Schwert ablegte. Durch Beatrix von Roussy, die

er gleich darauf ehelichte, soll er der Stammvater aller Edeln von l'Hermite, die in den Kreuzzügen auftauchten, geworden sein. Da er in seinem bewegten Leben keinen Stand still und vollkommen genug fand, so suchte er nach dem Tode seiner Gattin bei der Priesterweihe die Ruhe, die er bis dahin nicht gefunden hatte. Er floh in eine Wüste und lebte in dem Innern einer französischen Provinz unter bußfertigen Übungen und Kasteiungen als ein frommer Einsiedler, bis das Gerücht von dem Elende der Kristen in Jerusalem und der Wallfahrer auch in seine Einsamkeit drang. Von heiligem Eifer durchglüht machte er sich daher gerades Weges nach dem gelobten Lande auf und erschien im Frühlinge des Jahres 1094, als die Turkomanenhäuptlinge Jlgazi und Sokman, Ortoks Söhne, in Jerusalem herschten und Simeon dort Patriarch war, vor der heiligen Stadt. Nachdem er vor dem Thore des Einlaßes halber in den Klingelbeutel eine Goldmünze geworfen, schritt er zu dem Ziele seiner mühevollen Reise ein. Jerusalems Anblick stürmte mit Gewalt auf sein offenes Gemüt ein, und die Feuerflamme, die, da er als Pilger am Stadtthore den gewönlichen Zoll entrichten muste, in sein Antlitz geschlagen, loderte mit jedem Schritte, den er in der entweihten heiligen Stadt Gottes weiter that, glühender auf. Überall sah und fühlte er die Spur des Erlösers, überall sah er diesen Gang von den Tritten ruchloser Barbaren entweiht. Den Ölberg, den Ort der Geiselung, das Richthaus des Römers, der seine Hände nach dem Bluturtheile wusch, und besonders die Schädelstätte, auf der ihm die schwersten Seufzer entquollen, benetzte Peter zuerst mit Thränen der freudigsten Rührung und der tiefsten Schmerzen. Als sich nach langem Beten und Trauern sein Blick vom ersten Erstaunen erholt, sein Herz in Wehmut sich

ausgegoßen hatte und sein Geist den wirklichen Zustand der heiligen Stadt mit Ruhe prüfte, da schwellte ein edler Zorn gegen die stolzen Besitzer von Zion des Einsiedlers Brust. Der Unmut stieg noch, als Peter die trotzigen Barbaren mit verachtenden Blicken voll schneidender Beleidigung einher ziehen sah, während die Kristen trauernd und tief gebeugt an ihren Unterdrückern vorüberschlichen und das von Kummer und Elende belastete Haupt zur Erde senkten. Wohin der Einsiedler die Blicke auch wandte, überall drückte sich ein verwundender Stachel in seine Brust ein; überall fand er frische Nahrung für das ihn verzehrende Feuer. Finster wie das Gewitter stund er auf der Stelle des salomonischen Tempels vor der so prunkvollen Moschee. Als er aber nahe bei der Kirche des heiligen Grabes auf ein Gebäude aus welchem die Türken einen Stall gemacht hatten, die Blicke warf, da blutete sein Herz. Tief prägten sich diese erschütternden Bilder seinem frommen Gemüte ein, und mit einer eben so glühenden Seele, wie er jeden Abend das sorgenschwere Haupt zur kurzen Ruhe niederlegte, erwachte er jeden Morgen wieder. In seiner thatkräftigen Seele schwang sich der Gedanke immer höber auf, daß diesem Übelstande abgeholfen werden müße. Er sann und sann, wie all diesen Abscheulichkeiten, die seine Blicke so tief verletzt, sein Herz so erschütternd verwundet hatten, abzuhelfen sei. Mit diesem großen Gedanken, der ihm weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe ließ, gieng er zu Simeon dem Patriarchen, und dieser ehrwürdige Greis machte dem Manne, den er bald durchschaute, von den Verwüstungen der heiligen Stadt eine so traurige Schilderung, daß der tief empfindende Einsiedler mit zerknirschtem Herzen, mit thränenfeuchten Wangen in einem markdurchdringenden Tone ausrief „Wie! sollte es denn nicht

möglich sein einen solchen Strom von Ungerechtigkeiten abzuleiten?" Da weinte betete und rathschlagte der Patriarch mit ihm und gab ihm zuletzt im Namen des Gekreuzigten den Auftrag von der Kirche im Abendlande für die bedrängte Mutter im Morgenlande Hilfe zu erflehen. Sichtbar gerieth jetzt Peters Seele in eine höhere Aufwallung, und von seiner neuen erhabenen Bestimmung ganz erfüllt gieng er in die Kirche des heiligen Grabes um Gott zu bitten, daß er sein angefangenes Werk gelingen laßen wolle. Seine Andacht nahm einen so feurigen Flug, daß er von der höchsten Anstrengung, deren der menschliche Geist fähig ist, zuletzt ermattet hinsank und tiefer Schlummer seine Augen schloß. Die Stille der Nacht, das feierliche tiefe Dunkel, die Ermüdung von seinen Gängen, die Entkräftung von seinem strengen Leben, die Abmattung vom Gebete, von Betrachtungen und Plänen so wie die überwältigende Natur hatten das Netz des Schlafes auf den Frommen geworfen, der im Vorplatze des Tempels hingelagert ruhte. Da erschien ihm im Traume der Erlöser und gebot „Peter, mache Dich auf! Eile zurück in das Abendland und führe unerschrocken aus, was dir aufgetragen worden. Ich werde mit dir sein: denn es ist Zeit, daß mein Heiligthum gereinigt und meinen Getreuen Hilfe werde." Nachdem die Erscheinung so gesprochen, erwachte der Einsiedler und fühlte sich stärker und kräftiger als zuvor.

Das Morgenroth erhellte die Zinnen des Tempels, als Peter aus den Hallen trat und zum Patriarchen gieng. Von heiliger Ehrfurcht durchschauert theilte er dem Greise das Gesicht mit, empfieng dessen Segen, bestieg einen Kauffahrer und landete nach glücklicher Fahrt endlich zu Bari. Sein glühender Eifer gönnte ihm nach der beschwerlichen Seereise keine Rast, sondern ungesäumt

zog der mutige Apostel der Kirche, der es wagte Welt und Nachwelt zum Erstaunen und Bewundern hinzureißen, zum Papste nach Rom.

Damals saß auf dem Stuhle des Apostelfürsten Petrus Urban II, entsproßen aus dem erlauchten Hause Chattilon. Er war ein Mann von scharfem Verstande, lebhaftem Geiste und großer Willenskraft. Obgleich durch die Streite mit dem römisch deutschen Kaiser Heinrich IV, mit dem Könige Philipp von Frankreich und den Anhängern des Gegenpapstes Guibert, wobei er eine wahre Seelengröße zeigte, vielfach gedrängt wies er doch die Bitte des Patriarchen von Jerusalem nicht zurück, sondern in ihr eine Mahnung des Himmels erkennend bot er die ganze gewaltige Macht eines Statthalters Kristis auf um die Gemüter der Menschen zu diesem heiligen Streite zu entflammen. Mit väterlichem Wohlwollen nahm er Peter den Einsiedler auf, und nachdem er von demselben die Schilderungen der Gräuel, welche die Türken in der heiligen Stadt verübten, mit Rührung vernommen hatte, entließ er den Gesandten des heiligen Grabes mit dem apostolischen Segen und mit Briefen an die Fürsten und Großen der Kristenheit, insbesondere in Frankreich, seinem Geburtslande. Freudenthränen weinend machte sich der Einsiedler sogleich an seine Gesandtschaft und versuchte sein heiliges Werk zuerst in Bari, wo er an's Land gestiegen. Mit blosem Haupte, gehüllt in eine lange rauhe Mönchskutte von dunkler Farbe, über welcher er einen kaum bis an die Knie reichenden Einsiedlermantel von demselben Zeuge trug, barfuß, mit einem Kreuze in der Hand durchwanderte er die Gaßen, und das Volk, zu dem schon der Ruf seines strengen Lebens gedrungen, eilte ihm schaarenweise zu. Es verband nämlich Peter mit seinen Kasteiungen zugleich das Verdienst guter Werke.

Die Almosen, die ihm im Überfluße zukamen, vertheilte er an die Armen, stiftete Heiraten, legte Streitigkeiten bei, rief gesunkene Weiber zur Tugend zurück und streute so allenthalben den Samen des Friedens und der Einigkeit aus. So kannte ihn das Volk, so die Großen; deshalb liebten und schätzten ihn Alle, und der erste Erfolg, als er dem um ihn sich schaarenden Volke die Frevel, welche die Türken in der heiligen Stadt verübten, schmerzlich ergriffen in dem Fluße seiner begeisterten Rede erzählte, übertraf weit seine kühnsten Hoffnungen. So gieng er von Dorfe zu Dorfe, von Stadt zu Stadt, von Reiche zu Reiche, und bald war die Kanzel, bald ein Felsklotz, bald der Stamm eines gefällten Baumes die Bühne seiner Ermahnungen. Ein edler Drang die ungläubigen Wüteriche zu schlagen loderte glühender als je in allen Herzen auf. Allgemein beweinte man den Jammer des gelobten Landes. In Gesellschaften, an öffentlichen Plätzen und in Kirchen brütete der Gedanke Türken und Vergeltung! Auch die nächtlichen Lager der Schläfer umschwebte das Traumbild Kristenfreiheit und Jerusalem, und Greise, Jünglinge, Weiber, Kinder, Priester, Fürsten und Kriegsknechte, kurz Alle, die jemals von Jesus Kristus, seinem Wandel und Opfertode gehört hatten, seufzten nach einem allgemeinen Bunde. So war denn das Saatkorn der Kreuzzüge durch Peters des Einsiedlers Predigten in einen urbaren Boden gefallen und sollte um so eher zur Reife kommen, weil Kaiser Alexius an den Grafen Robert von Flandern, den er auf dessen Pilgerfahrten kennen gelernt, schon vor Peters Ankunft ein Schreiben erlaßen hatte, worin er denselben dringend bat ihm gegen die seldschuckischen Türken Kleinasiens Hilfe zuzuführen. Auch waren die Verhältnisse im Osten so beschaffen, daß nicht leicht ein Zeitpunkt hätte

erscheinen können, wo man von einem kriegerischen Zuge der Kristen Europas nach dem gelobten Lande Ersprießlicheres hätte hoffen können. Denn das Oberhaupt des Seldschuckenreiches Malekschah war gestorben und die Lande, die seinem mächtigen Zepter unterworfen gewesen, litten an großen Zerrüttungen. Die Atabegen oder Fürsten, die jene Länder jetzt inne hatten, erkannten alle mehr oder weniger die Oberhohheit des Sultanes Barkiarok zu Ispahan an, lebten aber unter einander in beständigen Fehden, und von diesen Atabegen hiengen wieder eine Menge Unterfürsten ab. Um diese Spaltung noch zu erhöhen waren die Fatimiden von Ägypten, die beständig einige Seeplätze Syriens in ihrer Gewalt hatten, die Feinde aller dieser Fürsten, und auch die ganze muselmanische Welt durch blutigen Haß zwischen den beiden großen Sekten der Sunniten und Schiiten im Innersten getheilt und gespalten. Dieser Zustand des Ostens war für Europa kein Geheimniß mehr, und Alles bot sich die Hand um die Leiden der unterdrückten Kristenheit im Morgenlande zu heben. „Auf! rüsten wir uns die duldenden Brüder zu befreien!“ Diß war der Gedanke eines Jeden, war die Stimme Aller.

So hatte denn Peter der Einsiedler mit ungestümer kühner Faust an die Thore seiner Zeit gepocht. Zugleich erwachte bei der damaligen Menschheit unseres Erdtheiles plötzlich ein Gedanke, der in jedem Gemüte mit Posaunentone rief „Gott will es; das müßen wir thun!“ Überall waffneten sich die gläubigen Völker, übten sich im Rossetummeln Ringen und Kampfspiele. Nach des Tages Schaffen ruhten Alle auf freien Plätzen aus, wo sie den Liedern ihrer Barden lauschten und von zukünftigen kühnen Waffenthaten sprachen.

Solch eine Versammlung hatte sich auch vor der Stadt

Bouillon an einem schwülen Herbstabende auf einem freien Platze um einen blond gelockten Jüngling versammelt, der zu dem Spiele seiner Harfe die gewaltigen Lieder des Zeitalters sang. „Noch ein Lied Guido!“ riefen die Ritter und Edeln, als er geendet, und manches im Taumel der Freude abgerißene goldene Armband flog dem schönen Sänger als Lohn seiner Kunst zu. Er winkte mit dem Finger, und sein Diener stellte noch ein Mal ehrfurchtsvoll seine Harfe vor ihn hin. Wieder entlockte er derselben wild rauschende kriegerische Klänge und schien eben nach der glühend untergehnden Sonne hinblickend auf dem Punkte zu sein in jenen Strom des Gesanges auszubrechen, mit dem der junge Meister in seiner Kunst gewohnt war seine Zuhörer zu bezaubern, als er plötzlich das Tonzeug von sich stieß und mit einem Schreie des Entzückens jenem Mönche entgegen eilte, der ermüdet den steilen Berg hinangestiegen war und sich oben durch die Versammelten drängte. Freudebewegt hub der Mönch den Jüngling, der vor ihm auf die Knie gesunken war, vom Rasen auf. Von dem ersten Freudentaumel sich erholend rief der mit Ehrfurcht auf den ernsten Mann im Mönchsgewande zeigend den Edeln und Rittern zu „Sehet hier Peter den Einsiedler!“

II

Die Andern stimmen bei: er soll erwägen,
beschließen und gebieten Jedermann,
Gesetze den Besiegten auferlegen,
Krieg führen gegen wen er will und wann.
Die sonst ihm gleich, sehn ohne Widerreden
sich jetzt als Diener seiner Herschaft an.
Beschloßen ist's und schon nach allen Seiten
fliegt das Gerücht die Kunde zu verbreiten.

Tasso.

Kaum waren obige Worte den Lippen des Jünglinges entschlüpft, so sanken Ritter, Edle, Hirten und Bauern vor dem Kreuzprediger auf die Knie, und ein einstimmiges Willkommen, segne uns! tönte aus Aller Munde. Gerührt erhub der Einsiedler das Kreuz über die Häupter der Knienden und segnete mit thränenden Augen die gläubigen Kristen. Dann schritt er mit trauerndem Blicke, mit trübe umwölkter Stirne zu dem erhöhten Rasenplatze hin, wo zuvor der schöne Jüngling zu den Silberklängen seiner Harfe die begeisternden Lieder des bewegten Jahrhundertes gesungen. Eine Todtenstille trat ein und leiser athmend blickten Alle nach dem heiligen Manne hin, der nun mit heller weithin tönender Stimme Jedem verständlich also begann „Durch die Pilger, welche frommer Eifer nach dem heiligen Grabe führte, stund das Abendland mit dem Morgenlande in beständiger Verbindung. Das Herz des Wallers konnte nach der mühe- und gefahrvollen Pilgerfahrt sich dort ausschütten, wo jeder Fußbreit Erde durch das Wandeln Wirken und Sterben unseres Erlösers geheiligt ist. Die Wallfahrten in das gelobte Land sind so alt als die Verbreitung des Kristenthumes selbst. Doch jetzt ist diß Land in eine abscheuliche Mördergrube verwandelt, wo das Blut der zu Tode gemarterten Kristen die Rache des Himmels über die unmenschlichen Barbaren herab ruft. Mitten unter dem Schmerze, den meine Seele bei der Erinnerung an diese verübten Gräuel empfindet, ist mir der Gedanke ein erhebender, daß ich mich hier an einem Orte befinde, wo ich meine Klage an die Herzen edler Kristen legen und überzeugt sein kann, daß sie nicht nur gehört, sondern auch den unterdrückten Glaubensbrüdern Hilfe zuführen wird. Noch erbebe ich vor den Foltern und Qualen, die ich zubereiten sah, vor den Gotteslästerungen,

die ich hören muste, vor den Abscheulichkeiten, die ich nicht rächen konnte. Höret es denn! es ist nicht mehr erlaubt die heiligen Orte zu besuchen, die Jesus Kristus durch seine Gegenwart geheiligt hat. Es ist nicht mehr erlaubt die mit seinem Todesschweiße und seinem Blute benetzte Erde küssen und sammeln zu dürfen. Unglaublich schwer ist es zu dem heiligen Grabe zu gelangen, zu welchem ehmals die Gläubigen von allen Seiten hinströmten um ihre Sünden in den Thränen der Reue abzuwaschen. Die verwegensten Straßenräuber dürfen die Wallfahrer auf dem Wege dahin ungestraft berauben mißhandeln und ermorden, und selbst die, welche das Glück haben diesen namenlosen Gefahren zu entgehn und in die heilige Stadt zu gelangen, sind auch dort neuen Gefahren, die ihr Leben und ihren Glauben bedrohen, unterworfen. Erst dann, wenn sie die Habsucht der Barbaren befriedigt, werden den Pilgern die Thore des heiligen Zion geöffnet, wo sie dann die schrecklichen Gräuel stündlich vor Augen haben und den empfindlichsten Beschimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt sind. Nicht selten geschieht es, daß solchen Unglücklichen die Leiber aufgeschnitten werden, in welchen dann die Barbaren mit teuflischer Lust wühlen und nach kostbaren Perlen suchen, weil sie glauben, die Pilger verbergen sie in den Eingeweiden ihren gierigen Blicken. O Kristen! ich habe es gesehen!" rief Peter von mächtigem Schmerze ergriffen, „wie mitten unter den heiligen Liedern, die wir an den Ewigen richteten, ein gottloser Barbarenhaufen sich in den geweihten Tempel stürzte und unsere Andacht durch ein Geschrei der beleidigendsten Verspottung und durch die frechsten und schamlosesten Gebärden störte. Sie warfen die Priester vor den Altären nieder, zerbrachen das Heiligthum und raubten die

geweihten Gefäße. Einige von uns wurden unter dem Vorwande, sie hätten das Gesetz des Propheten gelästert, hinausgeschleppt und unter unbarmherzigen Ruthenhieben bis zum Sonnenuntergange durch die Straßen der heiligen Stadt geführt, wo man ihnen dann an dem Orte, der zur Bestrafung der verhaßtesten Missethäter bestimmt war, unter langsamen Martern den letzten Tropfen Blutes aus den aufgerißenen Adern preßte."

Ein allgemeines dumpfes Murren des Unwillens und der Empörung durchlief, als der Einsiedler so sprach, die zuhörende Menge. Peter trocknete sich mit dem rauhen Gewande Thränen aus den Augen, und ganz in die Erinnerung an diese Gräuelscenen versunken schwieg er eine Weile mit den Händen das Antlitz bedeckend. Als er sich wieder gesammelt hatte, leuchteten seine Augen, die noch eben in Thränen schwammen, wie sprühende Blitze, und mit rauher Stimme rief er nun in dem Tone des Unwillens „Sehet, Kristen, solche Auftritte erneuern sich dort fast alle Tage! Sehet, das ist die entsetzliche Herschaft, unter welcher euere Brüder in Syrien seufzen. Der Durst der Barbaren nach Kristenblute wird, je mehr sie dessen vergießen, desto stärker. Vergebens suchen die unter diesem harten Drucke Leidenden ihre Quäler zu besänftigen, vergebens reichen sie dem bewehrten Arme, der sie durchboren will, die entblößte Brust; vergebens ist ihr Flehen, ihre Sanftmut, ihr ehrerbietiges Schweigen, das sonst auch die unerbittlichsten Sieger beugt; denn diese viehischen Barbaren besänftigt nichts! Sehet, diese bedrängte Kristenheit hätte längst schon an dem Wanderstabe in fernen Ländern eine Heimat gesucht, wenn sie nicht stündlich hoffte, eure Schwerter würden endlich das Gewebe ihrer Leiden zerschneiden. Denn sie können es nicht glauben, daß das Land, welches durch die Ge-

burt unsers göttlichen Mittlers verherrlicht und durch die Vergießung seines Blutes geweiht ward, seiner Altäre und Priester beraubt, gänzlich vernichtet werden soll, Sehet, mit gefalteten Händen beschwören sie euch durch meinen Mund ihnen zu helfen, euch rufen sie in ihrem Geschreie, in ihren Seufzern, in ihren Wehklagen an. Und o Freude, während ich so zu euch spreche, sehe ich eure Augen in Thränen schwimmen. Doch ihr Kristen des Abendlandes! saget, seid ihr euern leidenden Mitbrüdern denn nur feige Thränen schuldig? Nein, ihr seid ihnen mehr schuldig! Die That der Hilfe begehrt das entweihte heilige Land. Auf denn! rüstet euch zu Kämpfern für das in den Staub getretene von rohen Barbaren verhöhnte Kreuz. Auf! zögert nicht! Versammelt einen Heldenrath und stürzet euch dann von himmlischem Zorne entbrannt auf die Gottlosen. Gott wird mit euch sein; denn wer dem großen Werke des Glaubens sich weihet, mag kühn des Landes und des Meeres Gefahren trotzen."

War auch Peter kein Demosthenes, kein Tullius oder Pitt, so thaten doch seine einfachen Worte Wunder. Wie elektrische Funken theilten sich allen Gemütern Rührung und Seufzer mit, und ein tiefer gewaltiger Schauer durchzuckte die ganze Versammlung. Der Gedanke längerer Zögerung war bei Peters Rede wie Staub im Wirbelwinde verflogen, und mit einstimmigem Jubel erklärte sich die ganze Versammlung für augenblicklichen Krieg. Stürmisch griff auch Guido der Sänger in die Saiten seiner Harfe, der er mit wahrer Meisterschaft im schönsten Einklange bald die wildesten bald die erhabensten Töne entlockte. Nur Einer (Es war eine stattliche hohe Heldengestalt) redete kein Wort und drückte nur schweigend den goldenen Griff des mächtigen Schlacht-

schwertes an die hoch gehobene Brust. Es war der Herzog Gottfried von Niederlothringen, nach dem Stammschloße seiner Ahnen von Bouillon genannt, der damals schon zu den berühmtesten Kriegern seiner Zeit gezählt ward. Nach der Ermordung seines Oheimes des Herzoges Gottfried des Buckeligen von Niederlothringen hatte Kaiser Heinrich IV. ihm die Mark Antwerpen, seinem eigenen Sohne Konrad aber jenes Herzogthum verliehen. Als man jedoch Konrad zum römischen Könige wählte, fühlte sich der Kaiser bewogen den Markgrafen Gottfried zum Herzoge von Niederlothringen zu ernennen, eine Erhebung, welche die Treue und Tapferkeit die der ritterliche Gottfried an Heinrich IV. bewiesen, in hohem Grade verdiente. Schon im Jahre 1080, als es zwischen diesem Monarchen und dem Gegenkönige Rudolf von Schwaben zum Entscheidungskampfe kam, erklärten die Fürsten am Vorabende der Schlacht an der Elster Gottfried von Bouillon für den Würdigsten in ihr das Reichsbanner zu tragen. Diese Wahl machte den Fürsten Ehre. Denn Gottfried focht wie ein gewaltiger Leue und verwundete selbst mit dem Schafte des ihm anvertrauten Reichsbanners den Gegenkönig so schwer, daß derselbe wenige Tage darauf zu Merseburg starb. Die Schlacht gieng übrigens für Kaiser Heinrich verloren, und als er später in den Dom von Merseburg kam, wo man seinem von Gottfrieds Hand gefallenen Gegner ein prachtvolles Grabmal errichtet hatte, gab er einem Höflinge auf die Frage, warum er dulde, daß man einem Manne, der doch kein König gewesen sei, ein königliches Grabmal errichtet habe, zur Antwort „Wollte Gott, daß alle meine Feinde so ehrenvoll bestattet wären!“ Von welchem hohen ritterlichen Ehrgefühle Gottfried beseelt war, bewies dieser Held hauptsächlich in einem Zweikampfe, den ihm die Richter auf-

erlegt hatten, weil sie nicht ermitteln konnten, wer in einem über verschiedene Besitzungen entstandenen Streite, der am Hofe des Kaisers zwischen ihm und einem seiner Verwandten schon lange währte, das Recht auf seiner Seite habe. Dieser Zweikampf fand in Gegenwart des Kaisers vieler Fürsten Ritter Edeln und einer zahllosen Volksmenge Statt. Gottfrieds Schwertklinge brach gleich nach den ersten Streichen, die er auf seinen Gegner führte, auf dessen gegoßenem Schilde entzwei, so daß ihm nur ein kaum Fußlanger Stumpf in der Hand blieb. Die Fürsten, die einen so ungleichen Kampf nicht zulaßen wollten, geboten Friede, und selbst der Kaiser richtete Worte der Sühne an die beiden Streiter. Gottfried, der sich nur ungerne zu dem Zweikampfe verstanden hatte, weil er solch einen Streit nie als ein Beweismittel des guten Rechtes billigte, wollte jetzt, da ein Mal begonnen war, wenn auch sterbend seine Ehre fleckenlos aus dem Kampfe tragen. Denn der Gedanke, es habe ihn einer, dem er sich nicht scheute die Stirne zu zeigen, geschont, war ihm zu schwer. Von hohem Mute beseelt wies er daher alle weitern Vorschläge von sich, entschloßen mit dem Schwertstumpfe bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Mit trauernder Seele sahen Alle den wackern Gottfried im Geiste schon fallen. Doch als er gegen alle Erwartung seinem Gegner, der schon jubelte, mit dem Schwertstumpfe einen so gewaltigen Schlag auf das behelmte Haupt versetzte, daß er ohnmächtig niederschlug und für todt aus den Schranken getragen ward, da wollte der Jubel kein Ende nehmen, und der Kaiser selbst setzte Gottfriede den für den Sieger bestimmten Eichenkranz auf.

Mit persönlicher Tapferkeit, Treue, Aufrichtigkeit und ritterlicher Ehre vereinte Herzog Gottfried auch eine seltene

Frömmigkeit, die sein ganzes Wesen mit heiliger Glut durchdrang. Oft hatte er schon den Wunsch ausgesprochen mit einem Heere nach dem gelobten Lande zu ziehen um es von der Knechtschaft der Ungläubigen zu befreien. Wie muste ihm nun das Herz schlagen, als er Peters des Einsiedlers Rede vernommen und seinen Ruf gehört hatte sich für den Erlöser zu waffnen! Während Andern der Jubel von den Lippen floß, schlug Gottfrieds Herz, an das er mächtig bewegt sein treues Schwert drückte, ungestüm in der starken Heldenbrust und drängte ihn sich dem großen Werke des Glaubens zu weihen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, Alle lauschten auf das, was Gottfried sagen würde, wie auf den Ausspruch der Gottheit.

„Sei mir gegrüßt, Bote des bedrängten Jerusalems!“ redete jetzt der Herzog den Einsiedler an. „Sage dem heiligen Vater, daß der Herzog von Bouillon bereit sei Gut, Blut und Leben diesem heiligen Kriege zu weihen, und daß ihm eine innere Stimme sagt, er werde Schwert und Schild siegreich zum heiligen Grabe tragen. Das Ziel ist fürwahr ferne. Doch der Gedanke die heiligen Mauern Zions zu befreien, die leidenden Kristen aus dem unwürdigen Joche der Knechtschaft zu erlösen, der Gedanke im heiligen Lande ein neues Reich zu schaffen und endlich der Andacht eine sichere Wohnung zu verleihen, daß der fromme Pilger am heiligen Grabe sein Gelübde erfüllen und wieder beten kann, dieser Gedanke wird gegen alle Schrecken des Meeres und der Schlachten zum starken Schutzwalle werden. Perser, Türken und Antiochier müßen fallen, bis wir uns Sieger nennen können. Gleichwohl ist dann das große Werk erst zur Hälfte gethan. Denn nicht genug ist es in Asiens Fluren durch Schlacht und Streit die Saaten zu zertreten,

sondern es ist in dem Lande der Feinde ein Kristenstaat zu bilden, eine neuere schöne Saat auszustreuen. Schwer ist ein solches Schaffen in einem Lande, wo man rings von Heiden umlagert ist. Nur Einigkeit ist da der Schild. Denn von dem fernen Westlande ist dort die Hilfe gar schwer einzuholen; aber auf der Griechen Treue bauen, das wäre mehr als tadelnswerth. Wer stäts List und Tücke bereit hält, vor dem hat sich Jeder mit Rechte zu hüten. Wir vermögen nicht durch uns allein das Große zu vollbringen, sondern der Schutz des Himmels muß auf unsere Seite treten. Dieser aber wird nur dann bei uns bleiben, wenn keine schnöde Nebenabsicht Kristis Streiter waffnet und Einigkeit und frommer Sinn Alle zu gutem Zwecke verbindet. Es waffne sich daher ein Jeder und bestelle in der Heimat, was ihm die Pflicht gebietet: denn mit dem nächsten Frühjahre stellt sich die Zeit der Reise ein. Längeres Zögern halte ich nicht für gut, weil die Gefahren stäts wachsen und unsere Feinde dann von Ägyptens Macht ganz sicher Hilfe erhalten werden."

Als er so zu den versammelten Edeln gesprochen hatte, wandte er sich ausschließlich wieder an den Einsiedler, der ihm mit Wohlgefallen und Ehrfurcht zugehört hatte, und sagte „Ich werde die ringsum in der Gegend zerstreuten Helden zu Rathe bitten laßen und nichts versäumen, was in dem Bereiche meiner Kräfte liegt. Ich hege die Hoffnung, daß in einer Zeit, die wieder Raum zu edeln Kriegsthaten schafft, keiner meiner Waffenbrüder den Ruf versäumen wird für das entweihte heilige Land nach Schwert und Schilde zu greifen. Doch Einigkeit, ich sage es noch ein Mal laut!" rief er wieder den Rittern zu, „sie thut uns Noth, wenn unser bis daher bewahrter Ruhm, wenn unsere Waffenthaten nicht als ein Spott der Völker enden sollen." Ein beifälliges Gemurmel

folgte seiner Rede. Der Einsiedler verbeugte sich dann vor Gottfried, als bäte er um's Wort, und sprach „Wahr ist es, was der Herzog sprach; denn Streit und Widerspruch wie Meinungswechsel, woraus oft böse Händel entstehn, verwirren manchen scharf durchdachten Heldenplan. Deshalb ist es bei großen Unternehmungen Bedingniß, daß Einer die Obermacht in sich vereine, daß er des Tages Arbeit austheile, verbiete und erlaube, auch Würden gebe und Stellen; sonst ist Allem die innere Kraft geraubt. Eilet denn euch als Glieder fest zu verbinden, und wählet dann den Würdigsten zu dem Haupte dieses starken Körpers." Er schwieg mit dem von hoher Begeisterung belebten Auge die Versammlung schnell durchlaufend und ließ zuletzt den Blick auf Gottfried ruhen. Hoch bis in die Stirne erröthete der Herzog, und obgleich mancher der da versammelten Franken und Normannen an Rang ihm gleich kam, so wählten doch Alle vereint ihn zum Führer. Wäre es in ihrer Macht gestanden, so hätte er nicht nur sie, sondern den gesammten Heereszug leiten müßen. So stürmisch, wie noch kaum ein Lebehoch erklungen, erscholl es jetzt auf Gottfrieds Wohl. Denn weggebannt war plötzlich der sonst so mächtige Trieb nach Willensfreiheit, nach Macht und äußerem Scheine. „Er soll beschließen und erwägen, Gesetze geben, auch Jedermanne gebieten und Krieg beginnen, wie und wann er will!" Hoch schlug dem wackern Herzoge das Herz, als er sah, wie diese Wahl Alle freue. Und als er jedem Einzelnen für die kriegerischen Grüße, die noch immer stürmischer erschollen, in heiterem Ernste gedankt hatte, umarmte er seine Brüder Eustach und Balduin und ihren Neffen Balduin von Rheims. Graf Robert von Flandern und der Herzog von der Normandie schüttelten dann dem tapfern Waffenbruder glückwünschend die Hände. Zuletzt

nahte sich ihm Graf Raimund von St Gilles und Toulouse, Herr der Provenze. Es war diß ein hoher ehrwürdiger Greis, der in der Schlacht ein Auge verloren hatte, nichts desto weniger aber thatkräftig und ehrgeizig war. Dieser in seinem Benehmen so sanfte und leutselige Mann, der, wohin er sich nur wandte, alle Herzen gewann, war der Letzte, der Gottfrieds Hand ergriff und mit seiner freundlich wohlwollenden Miene, wie man sie stäts an ihm sah, zu ihm sagte „Es freut mich, Herzog, daß die Wahl der Franken und Normannen Euch getroffen. Trügt mich meine Ahndung nicht, so wird wohl aller Völker Wahl zu diesem Amte Euch treffen.“ Da griff der blondgelockte Jüngling Guido begeistert in die Saiten seiner Harfe und sang von hehren Ahndungen durchbebt zu seinem stürmischen Spiele einen begeisterten Schlachtgesang. Lächelnd blickte Herzog Gottfried, als er dem alten Grafen für seinen herzlichen Glückwunsch gedankt, nach seinem Lieblingssänger hin, der jetzt zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit ward. Es stunden nämlich die Barden, die den Druiden, unter welchen sie anfänglich nur eine untergeordnete Brüderschaft gebildet, nachgefolgt waren, jetzt in gleicher Würde. Sie besaßen manche Gerechtsame, übten einen großen Einfluß auf ihre Landsleute aus und genoßen auch bei den Edeln eine hohe Achtung. Wie die Priester durch ihre Reden, so übten die Barden durch ihre Lieder eine mächtige Gewalt auf das Volk aus, das dem Strome ihrer Begeisterung tiefe Achtung zollte, gleich als ob ihre Gesänge göttlicher Natur wären. Auf solche Weise im Besitze eines hohen Ansehens machten die Barden gar oft von ihren besondern Rechten Gebrauch; und wenn diß geschah, so schien ihr Benehmen von Eigensinn und Laune geleitet zu sein. Oft galt diß auch bei Guido,

der auch jetzt, obgleich Gottfried den Mund schon zur Rede geöffnet, die Harfe schlug und Lieder sang, wie sie ihm der Drang seines übervollen Gemütes eingab. Doch der Herzog, der seinen Liebling kannte, grollte ihm nicht, und erst als er seinen Gesang beendet und in tiefen ernsten Tönen sein Saitenspiel hinstarb, winkte ihm der Herzog wohlwollend zu sich heran und ertheilte ihm den Befehl ein flinkes Roß zu besteigen und die umwohnenden Helden zum Feldherrenrathe nach Bouillon zu bitten. Frische Glut stieg dem schönen Sänger in's Gesicht, der sich durch einen solchen Auftrag hochgeehrt fühlte. Schon verbeugte er sich um den Willen seines Herren rasch Folge zu leisten. Da legte der Herzog mit wahrer väterlicher Huld die Hand auf des Jünglinges Scheitel und sagte „Nun, Guido, wirst du mich wohl in das heilige Land begleiten? Sollst mein Schildträger sein in Kampf und Gefahr, sollst nach des Tages Mühen in meinem Zelte schlafen und dort, wenn mich die Ruhe flieht, der Heimat liebe Lieder singen. — Sage, lieber Guido, wirst du deinem Herzoge folgen?“ Als der edle Gottfried so sprach, erbebte der Jüngling vor freudiger Überraschung. Hoch hub sich seine Brust und edler Stolz strahlte aus seinen Blicken. Der Dank durch Worte schien ihm jetzt zu arm, und rasch seine Harfe fassend spielte er lange und tief ergreifend bald leise bald stürmisch, und das, was er den Saiten vertraute, klang wie Überraschung und Freude, klang wie ein feierlicher Schwur der Treue, wie Kampfesmut und hohe Begeisterung und endlich wie ein rührender Abschied von der geliebten theuern Heimat. Alle, die ihn umstunden und den tiefen Sinn seines Spieles begriffen, waren bewegt, und Herzog Gottfried, der eine seltene Treue und Ergebung aus des schönen Jünglinges Augen strahlen sah, band ihm seine mit Golde schwer

durchwebte Schärpe um den kräftig schlanken Wuchs. Solch eine Auszeichnung war allerdings geeignet ein so tief empfindendes feuriges Gemüt, wie es Guido in der Brust trug, zur höchsten Begeisterung zu entflammen. Wie ein von schönen Traumbildern umschwebter Träumer stund er in dem Kreiße der Edeln, und ohne daß seine Lippen Worte finden konnten, eilte er in seliger Betäubung hinweg. Ein Knappe mit schön bezäumtem Rosse folgte ihm.

An einem kleinen doch geschmackvoll gebauten Häuschen, das am äußersten Ende der Stadt Bouillon sein niedriges Dach erhub und fast ganz unter Rebenlaub und Immergrüne versteckt war, hielt Guido an. Eine Weile stund er da in Gedanken versunken still. Dann eilte er plötzlich, als hätte er einen raschen Entschluß gefaßt, durch die Thüre in die trauliche Wohnstube, wo seine alte Mutter an ihrem mit Muscheln zierlich eingelegten Rade spann. Ihr gegenüber saß eine blühende Jungfrau, die kaum das Kindesalter überschritten, und las in einem schwer mit Silber beschlagenen Gebetbuche der alten Base manche schöne Stelle vor. Mit unbefangener herzlicher Freundlichkeit sprang das Mägdlein flink auf, als der schöne Sänger so rasch und unerwartet eintrat. Lächelnd bot sie ihm die zarte Hand zum Abendgruße, und auch das Mütterchen schob das Spinnrad bei Seite und trippelte nach einem „Gott grüße dich, lieber Guido,“ auf den hohen Stöckelschuhen nach dem Sohne hin. Die Aufregung des Jünglinges entgieng der alten Frau nicht. Und als ihr nun Guido, der ihren fragenden Blick errieth, kurz erzählte, was sich den Abend auf dem freien Platze vor der Stadt ereignet und wie ihn Herzog Gottfried vor Würdigern ausgezeichnet habe, da weinte das Mütterchen Freudenthränen und küßte und herzte den Sohn. „Du wirst also unsern

lieben guten Herzog in das gelobte Land begleiten, wirst stäts an seiner Seite sein, in seinem Zelte schlafen und auf dem heiligen Boden, wo der Erlöser für uns gestorben, fromme Lieder zu deinem Harfenspiele singen!" So rief sie ein über das andere Mal aus und lachte und weinte und wünschte die Bürde ihrer Jahre hinweg, um an des Sohnes treuer Hand sich auch dem großen Pilgerzuge anschließen zu können. Auch die Jungfrau war sehr bewegt, doch von ganz andern Gefühlen. Die blauen Augen zu dem enge anschließenden Mieder niedergesenkt stund sie leise bebend da. Und als jetzt der Knappe zum Aufbruche mahnend mit dem schönen Rosse vor der Thüre hielt, da fiengen ihre Augenwimpern an zu zittern und Thräne auf Thräne rann ihr über die blühend rothen Wangen nieder. Guido, der sie weinen sah, konnte auch kaum verbergen, was in seinem Innern vorgieng, und er hätte sich vielleicht in den nächsten Augenblicken verrathen, wenn nicht plötzlich Peter der Einsiedler in der niedern Stube erschienen wäre. „Gott segne euch," sprach er beim Eintreten. Nachdem er die alte Frau wie eine gute Bekannte gegrüßt, wandte er sich zu Guido, den er von den Tagen der Kindheit an recht wohl kannte und wie einen Sohn liebgewonnen hatte. „Mein Sohn," sprach er zu ihm, „die Ehre, die dir heute durch den gnädigen Herzog widerfahren, ist groß, und du tritst mit dieser Sendung die Fürsten zu einem Kriegsrathe auf Bouillon zu versammeln einen schönen Beruf an. O Guido, wie wird dir erst das Herz schlagen, wenn die Kreuzesfahnen hoch im Winde treiben und der Heereszug nach dem Osten sich hinbewegt, wo der Nothschrei der kristlichen Brüder so lange vergebens verhallte! — Nicht wahr, Mutter," wandte er sich dann zu der alten Frau, „daß euer einziger Sohn so geehrt

würde, davon habet ihr vor einer Stunde wohl nicht geträumt?“ Jetzt sah er auch die Jungfrau an, sah ihre Thränen. Aus dem feuchten Glanze ihres gesenkten Auges las er deutlich das Geheimniß, das sie vor seinem forschenden Blicke zu verbergen suchte. Lächelnd ergriff er ihre Hand, schaute dann bald sie bald Guido an, drückte Beiden die Hände und sagte in recht väterlicher Weise „Kinder, vertraut auf Gott; der Himmel verläßt die Seinen nicht.“ Ohne irgend eine Absichtlichkeit sanken jetzt Beide vor dem ehrwürdigen Manne, der schon Manche, die verzagten, ob sie sich je würden besitzen können, ehelich verbunden hatte, auf die Knie nieder. Er legte ihnen dann die Hände anf die Scheitel und segnete sie. Nach kurzem aber herzlichem Abschiede von der Mutter und seinem Bäschen verließ Guido, nachdem er ehrfurchtsvoll des Priesters Hand geküßt, die Stube, schwang sich bei der mächtig herein dämmernden Nacht auf das ungeduldig harrende Roß und jagte mit dem Winde um die Wette davon. Trübe blickte die Jungfrau ihm nach; und als Guidos Mutter aus der Stube rief „Lieb Klärchen, komm in's Haus,“ folgte sie langsam mit gesenktem Haupte der Mahnung. Ermüdet von dem Tagwerke nahm Peter die Einladung die Nacht in dem Hause zuzubringen bereitwillig an, und am traulichen Familientische ward noch lange und viel über Guidos Sendung und über den ritterlichen Herzog Gottfried geredet.

III

„Gott will es!“ riefen viele tausend Ritter,
als Papst Urban zu Klairmont wie bekannt
die glüh'nde Rede hielt. „In tausend Splitter
zerfalle der Tyrannen Reich. Genannt
soll wieder dort am heil'gen Grabe werden
voll Ehrfurcht Kristus Jesus, der auf Erden
für uns gelitten!“ riefen Alle laut.
Und nach Jerusalem der Gottesbraut
zog's Jeden hin die bitt're Schmach zu rächen
mit Mut und Kraft der Heiden Trotz zu brechen.
Zerknirschet schlugen All' an ihre Herzen:
Papst Urbans Rede zeigte grell die Schmerzen
der Kristenbrüder dort. Und noch ein Mal
ertönt der Ruf „Gott will es!“ Ohne Zahl
darauf sie auf's Gewand ein Kreuz sich heften
durchglüht von überird'schen höhern Kräften.

Die nächste Zeit gieng es auf Bouillon sehr bewegt her. Ein neues Leben erwachte; in jeder Woche fanden sich neue Ritter und Edle auf Gottfrieds Schloße ein. Alle waren bereit den heiligen Krieg mitzukämpfen. Unter den gewaltigen Zurüstungen war so der Winter und der Frühling verstrichen. Der Ruf, daß der rechtmäßige Oberhirt der Kristenheit das heilige Land von dem entwürdigenden Drucke der Barbaren erretten wolle, wirkte schnell, und allgemein. Als daher Urban II. im Märze des Jahres 1095 die Kirchenversammlung zu Piacenza hielt, fand sich eine solche Menge von Geistlichen, Fürsten und Rittern ein, daß die Berathung die sonst nur in der Kirche Statt gefunden hatte auf freiem Felde abgehalten werden muste. Papst Urban, der sich bis dahin vor dem Drängen Heinrichs IV. und des Gegenpapstes nur schwer behaupten konnte, stund nun plötzlich in der ganzen glanz-

vollen Größe seiner geistlichen Herschaft und Würde als Richter des abend- und als Beschützer des morgenländischen Kaisers da. Bei dieser Berathung zu Piacenza hatten sich auch mehrere Gesandte des Kaisers Alexius eingefunden, um die dort Versammelten um Hilfe gegen die Grausamkeiten der Türken, die sich fast an die Mauern der Hauptstadt Konstantinopel ausgedehnt hatten, anzuflehen. Tief ergriffen schwur die versammelte Ritterschaft dem zu Konstantinopel thronenden Kaiser gegen die Feinde des kristlichen Namens beizustehn. Mit Freude und Hoffnung in der Brust kehrten die Gesandten zurück, und Papst Urban beschloß das Werk, das zu Piacenza so glücklich, so hoffnungsvoll begonnen, zu Klairmont zu vollenden. Deutschland war ihm wegen der Feindschaft des Kaisers verschloßen. Nachdem er noch zu Vercelli die italienische Geistlichkeit ermahnt hatte zur Förderung des heiligen Werkes Alles aufzubieten, gieng er daher über die Alpen nach Frankreich und ließ auf den achten Tag nach dem Feste des heiligen Martin die allgemeine Kirchenversammlung ansagen. So erschien endlich der ewig denkwürdige Tag, welcher Klairmont in der Auvergne in der Geschichte merkwürdig machte und den Anlaß zu den kriegerischen Völkerwanderungen gab, welche man später die Kreuzzüge nannte. So sehr hatten die Predigten Peters des Einsiedlers und die persönliche Anwesenheit des Papstes in Frankreich gewirkt, daß vierzehn Erzbischöfe, zwei hundert fünf und zwanzig Bischöfe, vier hundert Äbte, die ein Kreuz trugen, eine große Menge geringerer Geistlicher und eine unabsehbare Anzahl Laien erschienen, zu denen sich Fürsten, Abgesandte, Ritter und Bürger aus allen Gegenden Europas gesellt hatten. Diese ungeheuren Schaaren vermochte kein Gebäude zu fassen; und wie zu Piacenza, so ward auch die Kirchen-

versammlung zu Klairmont im Freien gehalten. Verschiedene die französische Kirche betreffende Verordnungen wurden zuerst festgesetzt, die Beschlüße vorhergehnder Kirchenversammlungen, besonders der zu Piacenza, bestätigt, der Bann gegen den König erneuert und ein Friede Gottes angekündigt. Darauf las man öffentlich ab, daß die Reise nach Jerusalem statt aller andern Bußübungen gelten solle, wenn sie nicht aus eitler Ehrsucht oder Liebe zum Gelde, sondern aus dem reinen unbefleckten Triebe der Andacht und aus ungeheuchelter Menschenliebe unternommen würde. Was die Gesandten des Kaisers Alexius zu Piacenza bewirkt hatten, das sollte hier zuerst ein edler frommer für die heilige Sache begeisterter Mann anregen. Es war diß Peter der Einsiedler, der in der Versammlung nicht fehlte und dort eine solche Rolle spielte, daß jeder Zuhörer von der Flamme edler Erbitterung ergriffen sich der geweihten Sache enger anschloß. Mit üblicher Feierlichkeit ließ sich der Papst von seinen höchsten Würdenträgern umgeben auf einen glänzenden für ihn errichteten Thron nieder, worauf Peter in seinem gewöhnlichen Anzuge mit dem Kreuze in der Hand unerschrocken, doch voll Ehrfurcht in den hohen Kreiß trat. Wie immer, wenn die Erinnerungen des Elendes und der Qualen, die die Kristen in dem Morgenlande zu erdulden hatten, in seinem theilnehmenden Gemüte auftauchten, so stund er auch jetzt mit trauerndem Blicke und trübe umwölkter Stirne vor der schweigenden Menge und hielt eine herzerschütternde Rede. Ein tiefer Schauer durchlief die Versammlung. Nachdem der Einsiedler geendet hatte, erhub sich der Papst um mit überlegter Beredtsamkeit, welche Vernunftschlüße mit Bildern vermischt vorträgt, den Verstand zu überzeugen und zu Entschlüßen hinzuleiten. Hoch auf dem Throne stehnd gebot er Still-

schweigen, und alsbald floß von seinen Lippen ein Strom heiliger tief in die Gemüter eingreifender Worte. Er stellte unter Anderm den Zuhörern vor, wie schmerzlich es für die Diener der Altäre und besonders für ihn, den allgemeinen Vater der Gläubigen, sein müße die heilige Stadt als Beute alles dessen zu wissen, was die Wildheit Grausames, die Gottlosigkeit Ruchloses, die Unsittlichkeit Verabscheuungswürdiges habe. „Bethlehem, diß durch die Geburt des Allerheiligsten geweihte Haus, ist wieder ein Stall für die Lastthiere der Armenier geworden,“ sprach er trauernd. Dann die ganze Kraft seiner Stimme aufbietend rief er hoch über die Häupter der Versammelten hinwegsehend. „Gereicht es uns nicht zur Schande, daß in dem verlaßenen heiligen Zion eine gottlose Brut unverschämt und frech die Kristenheit verhönt? Haben wir uns nichts vorzuwerfen, wenn Gottes Tempel verwüstet, seine Altäre zerstört und seine Priester während des Meßopfers erwürgt werden? Ich rufe es laut: — ja, wir haben es uns vorzuwerfen; und dieser Vorwurf fällt als unauslöschliche Schmach auf den kristlichen Namen. Höret es! Über die blutigen Leichen unserer Brüder, über den rauchenden Schutt unserer niedergebrannten Tempel durch ein dampfendes Meer von Kristenblute nähern sich die Barbaren nach ihrer Eroberung von Syrien, Armenien, Phrygien, Bithynien, Galatien, Lydien, Karien, Pamphylien, Isaurien, Lykien, und ganz Kleinasien bereits dem Meere, das der Arm von St Georg genannt wird. So rückt die Gefahr für euch drohend heran, und der Augenblick ist gekommen die Waffen, die ihr unaufhörlich gegen einander selbst geschärft, gegen die Feinde der gesammten Kristenheit zu kehren. Dort, ihr Krieger, die ich hier mit Eisen bedeckt sehe, deren Stolz sich bei der geringsten Beleidigung empört, dort ziehet hin! Dort sind gerechte Be-

leidigungen einzulösen. Beständig lieget ihr wegen eines Dorfes, eines Schloßes oder einiger Schollen Erdreich mit einander in Streit und Fehde. Wohlan! hier gibt es würdigere Gegenstände eure Thatkraft zu entflammen. Es gilt jenes Land, das wir mit Rechte das heilige nennen, jene erhabenen Örter, wo man keinen Schritt thun kann ohne denen des Erlösers zu begegnen, jenes Land, das so oft von dem kostbaren Blute frommer Märtyrer überschwemmt ward, zu befreien, die unglücklichen Kinder, die man ihren Eltern entrißen, zu erlösen die Fesseln der geknechteten Kristen, welche Ziegel und Kalk brennen und sich im Koth und Staube mit gekrümmtem Rücken vor ihren Peinigern herumschleppen, zu brechen. Eilet daher, statt euch selbst gleich hungrigen Geiern zu zerfleischen, in die Gefilde von Palästina und machet von euren Waffen endlich einen gerechten und löblichen Gebrauch. Alles ladet euch ein dem mächtigen Posaunenstoße dieses auffordernden Jahrhundertes zu folgen! — Was habet ihr denn zu wagen? Entweder kehret ihr als Sieger heim oder ihr sterbet auf dem Felde der Ehre für eine gute Sache. Ist es für den, welchen der Tod im Drange der Schlachten niederstürzt, nicht rühmlich für Jesus Kristus zu sterben, und zwar an eben demselben Orte, wo auch er als Sühnopfer für uns starb? Auf daher, wenn euch nicht die Nachwelt Kristen mit todtem Glauben und ein feiges Volk schelten soll. Entreißet das heilige Land der Ruchlosigkeit der Barbaren, die es verwüstet, entmenscht, besudelt und schnödem Raube hingibt. Entreißet Jerusalem, wo des Herren Wort erschollen, diesen Gottlosen. Rafft euch aus eurer Trägheit auf! Kristus begehret Streiter. Waffnet euch, auf daß man nicht sage, daß der Westen sie nicht geliefert habe. „Euch Franzosen,“ wandte er sich nach einigen Augenblicken tiefen

Schweigens an eine Anzahl stattlich aussehender Ritter, deren Helmbüsche stolz im Winde trieben und deren Panzer, Schilde und Waffen wie geschlagenes Gold und Silber im Sonnenlichte glänzten: „rede ich besonders an, großmütiges dem katholischen Glauben unüberwindlich anhangendes Volk! Auf euch gründet sich hauptsächlich meine Hoffnung. Ich kenne die Größe eures Mutes, kenne das mächtige Gefühl eurer Herzen, die Stärke eures Armes. Gedenket der Thaten des unsterblichen Karls des Großen, der die Thore der Sarazenen zerschmettert, die Grenzen des Reiches und der Kirche erweitert, die Herschaft der Gottlosen vertilgt hat. Auf! vollendet sein Werk, daß es nicht feige Unthätigkeit zerstöre.“ — In gleicher Weise wandte er sich dann auch an die Deutschen, Polen, Böhmen, Ungarn und Italiener und malte ihnen die Gefahren, welche in der nächsten Zukunft die ganze Kristenheit bedrohen würden, so scharf und treffend, daß es plötzlich Allen wie der Staar von den Augen fiel und sie sich schämten die unterdrückten kristlichen Brüder so lange dem Spotte und den Peinigungen ihrer Quäler überlassen zu haben. Eine allgemeine Regung hatte sich der ganzen Versammlung bemächtigt. Des Papstes glühende Worte waren in glühende Seelen gesunken, und Thränen entstürzten manchem Auge, als Urbans Beredtsamkeit die Leiden der Kristen des Morgenlandes schilderte, während Andere von unüberwindlichem Grolle wegen der Unthaten der Heiden ergriffen zornglühend die Fäuste ballten. In hoher Andacht erglänzten die Mienen der Hörer, als das Oberhaupt der Kirche von der Heiligkeit der Städte redete, wo der Erlöser gelehrt, gestorben, seinem Grabe entstiegen und zum Himmel aufgefahren war. In kriegerischem Ungestüme aber pochten die Herzen, als der begeisterte Redner an Karl den Großen, den Überwinder der Sa-

razenen, den wahrhaften Schirmherren der kristlichen Kirche, mahnte und die Ritter aufforderte statt sich selbst zu befehden sich als Kristes Streiter zu wappnen. Bei seinen letzten Worten entstund ein großes Getümmel von einem rasselnden Geräusche begleitet, indem sich die Zuhörer mit den Panzerhandschuhen an die Brustharnische schlugen, die Schwerter aus den Scheiden rißen und wie aus einem Munde riefen „Gott will es! Gott will es!“ Dieser stürmische Ruf unterbrach wiederholt den Papst, der bei dem allgemeinen Aufwallen der Gemüter seine freudige Rührung kaum zu unterdrücken vermochte. Es muste Stille geboten werden, daß er seine Rede fortsetzen konnte. „Die Erfüllung des Wortes, daß unser Erlöser mitten unter denen sei, die sich in seinem Namen versammeln, fühlt in diesem Augenblicke wohl ein Jeder von euch,“ begann Urban wieder sichtlich ergriffen. „Glaubet ihr wohl,“ rief er, „daß ihr so einstimmig die Worte, die ich eben in euerm tausendstimmigen Rufe vernommen, die Worte, Gott will es! wie mit einer Lippe gerufen hättet, wenn nicht Gott selbst sie euch in den Mund gelegt und gerade dadurch seinen Willen am Augenscheinlichsten zu erkennen gegeben hätte? Laßet daher diese Worte, die der Herr der Heerschaaren euch selbst eingegeben, euer Feldgeschrei sein. Laßet sie das mächtige Zeichen sein alle Mitglieder des heiligen Krieges zu sammeln. Doch damit man erkenne, daß ihr euch zu Kristi Streitern geweihet, müßet ihr auch ein unterscheidendes Zeichen, welches der ganzen Welt das Haupt bekannt macht, unter welchem ihr fechten werdet, an euch tragen; ein Zeichen das euch von dem niedrigen Pöbel verwilderter Lanzenknechte absondert und es verhindert im heißen Kampfe den Kristen mit dem Ungläubigen zu verwechseln. Welches Zeichen könnte da wohl ein würdigeres sein als das

des Kreuzes? Am Kreuze verblutete der eingeborne Sohn Gottes für die Schuld der Welt. Das Kreuz ist von den Barbaren in den Staub getreten, geschmäht und beschimpft. Am Zeichen des heiligen Kreuzes erkennt man den Kristen, und für diß Kreuz wollet ja auch ihr euch nun zum Kampfe waffnen. So schmücke sich denn ein Jeder, der sich zu dieser ruhmwürdigen Unternehmung gesellen will, mit dem heiligen Bilde und trage auf der rechten Schulter oder auf dem Helme oder auf der Brust ein rothes Kreuz. Daran möge man das lebendige Opfer erkennen, das sich dem Herren geweiht hat, und Niemand berühre diß Zeichen mit ungeweihten Händen. Es sei das Band der Brüderschaft der Kristen und ein Schrecken der Ungläubigen. Durch dasselbe siegte der große Konstantin; auch euch wird es zum Siege führen."

Während der für die heilige Sache hochbegeisterte Papst noch so redete unterbrach ihn wieder ein tausendstimmiger stürmischer Beifallsruf. Nachdem er noch ein Mal Stille geboten, verkündete er allen denjenigen, welche in den Kampf mitziehen würden, Nachlaß der Sünden. Doch hatte er mitten in seiner Alles mit sich fortreißenden Begeisterung männliche Besonnenheit genug die Alten und und Schwachen, ja Alle, welche die Waffen nicht tragen könnten, dringend zu ermahnen, daß sie in der Heimat blieben, indem er ihnen in dem Falle, daß sie das geweihte Unternehmen durch Almosen oder auf irgend eine andere Weise unterstützten, dieselben Vortheile wie den wirklichen Streitern verhieß. Hauptsächlich ermahnte er die Frauen dieser heiligen Unternehmung zu entsagen, wenn sie nicht wenigstens von ihren Männern, Brüdern oder andern Verwandten, die dafür einstünden, begleitet würden. Doch erklärte er zu wiederholten Malen, daß es besser wäre, wenn sie

sich gar nicht dabei blicken ließen, weil ein solcher Beistand nicht nur nichts förderte, sondern im Augenblicke der Gefahr nur Verwirrung und Schaden anrichten müste. Dieselbe Zurückhaltung empfahl er auch den Mönchen und allen andern Geistlichen, die nur nach eingeholter Erlaubniß ihrer Bischöfe und Äbte in den heiligen Krieg gehn durften; forderte sie aber auf in ihren Kirchensprengeln das Kreuz zu predigen und ihre Gemeinden zu entflammen, auf daß sie auch durch die That bewiesen, wie sehr ihnen die Noth der Kristenheit im Morgenlande zu Herzen gienge. So sollten sich denn Alle unter dem Beistande des Herren zu der Wanderung nach dem Osten fertig machen und mit den ersten Strahlen des Frühlinges den Weg zur Befreiung antreten, und der Ruf, Gott will es! der den Papst so oft unterbrochen, ward zum Feldgeschreie bestimmt.

Nie hatte eine Rede auf eine so ungeheure Volksmenge eine größere, eine mächtigere Wirkung hervorgebracht als die des Papstes Urban bei der Kirchenversammlung zu Klairmont. Einem Lauffeuer gleich waren Entschließungen und Maßregeln bei allen Zuhörern von Herzen zu Herzen gegangen. Kaum waren seine letzten Worte verhallt, so ließ sich der Bischof Adhemar von Puy mit freudestrahlendem Antlitze an dem Fuße des Thrones, auf welchem der geistliche Herrscher stund, auf die Knie nieder und bat ihn mit dem Kreuze zu beehren, damit er den Weg Gottes betrete. Der Papst gewährte seine Bitte und heftete ihm sogleich mit eigener Hand ein Kreuz von rother Seide auf die rechte Schulter. Dasselbe Zeichen erhielten auch der Bischof von Orange und viele andere, die zu gleicher Zeit mit Adhemar darum angehalten hatten. Darauf legte der Kardinal Gregor, während Alle auf ein von ihm gegebenes Zeichen zur Erde sanken, in ihren

Namen das Sündenbekenntniß ab, worauf der Papst, während man von allen Seiten nichts als Seufzen Weinen und rasselnde dumpfe Schläge an die Brustharnische vernahm, die Lossprechung von Sünden, den apostolischen Segen und die Erlaubniß nach Hause zu gehn ertheilte.

Noch eh die Versammlung aus einander gieng, ward dem Papste eine frohe Nachricht zu Theile. Es brachte sie ein blondgelockter schöner Jüngling. Vor dem heiligen Vater sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie niederlassend berichtete er, daß Graf Raimund von St Gilles und Toulouse mit vielen französischen und normannischen Rittern das Kreuz genommen habe, Kriegsvolk werbe und jedem Ritter, der in seinem Heere den Zug mitmachen wolle, freigebig unterstütze. Ferner berichtete der Jüngling, daß nach dem auf dem Schloße Bouillon gehaltenen Feldherrenrathe Herzog Gottfried einstimmig zum Anführer des Heerzuges erwählt worden sei. Diese Kunde hörte der Papst unter freudiger Rührung an. Denn viel war gewonnen, daß sich der mächtige und überaus reiche Graf Raimund so warm um die Rüstung annahm. Daß Gottfried von Bouillon nicht zögern würde das Kreuz zu nehmen, daran hatte der Papst nicht gezweifelt. Darüber, daß die Wahl der Ritter auf einen so edlen Helden gefallen war, hocherfreut, legte er dem schönen Botschafter, der noch immer mit gesenktem Haupte an den Stufen seines Thrones kniete, die Hände auf den lockigen Scheitel und segnete ihn. Da stellten die Bischöfe und weltlichen Edeln an Papst Urban die Bitte selbst an die Spitze des Heeres zu treten, was aber der heilige Vater wegen der Streitigkeiten mit Heinrich IV. und dem Könige Philipp von Frankreich ablehnte und dem künftigen Kreuzherren den Bischof Adhemar von Puy, einen erfahrenen und sanften Mann, zu seinem

Stellvertreter ernannte. Der Tag, wann dasselbe aufbrechen sollte, war noch nicht bestimmt, aber ein allgemeiner Friede in der gesammten Kristenheit ward zum Schluße verkündet. Auch stellte man die Hofmarkungen und Güter der Kreuzfahrer unter den Schutz der Kirche, indem man Jeden, der dem Unternehmen etwas in den Weg legen würde, mit dem Banne bedrohte. Alle, welche die Verpflichtung nach Palästina als bewaffnete Pilger zu ziehen auf sich genommen hatten, hefteten sich nun auf die rechte Schulter ein Kreuz, woraus dann der so berühmte Name Kreuzfahrer entstund.

So endete die Kirchenversammlung zu Klairmont am 28. Tage des Novembers 1095. Der Papst besuchte noch mehrere bedeutende Städte Frankreichs um für den großen Zweck, zu welchem jene ewig denkwürdige Versammlung gehalten war, noch ferner thatkräftig zu wirken. Alle, die in Klairmont beisammen waren, giengen nun heim, und während die Geistlichen nach des Papstes Gebote das Kreuz predigten, warben sich die Ritter auf dem Wege nach Hause Gefährten zu dem Zuge nach Jerusalem. So wurden die Vorgänge zu Klairmont in den durch die Predigten Peters des Einsiedlers vorbereiteten Landen mit unglaublicher Schnelligkeit bekannt, und die begeisternde Rede Urbans, dem auf Erden die oberste Gewalt zu binden und zu lösen gegeben war, bildete die krönende Ergänzung der eifrigen Verkündungen des für diese erhabene Sache hochbegeisterten Einsiedlers. Überall waren die von der Kirchenversammlung heimkehrenden Priester zum tausendfältigen Widerhalle jener erhabenen Worte der Statthalters Kristi geworden, die so warm, so mächtig in das Innerste der Seelen gedrungen waren. Auf diese Weise waren alle Hebel, welche die Gemüter der Menschen in einer so gläubigen Zeit in Bewegung setzen

konnten, in ununterbrochener Thätigkeit, und durch ganz Frankreich verbreitete sich jetzt eine stürmische Bewegung. Von Tage zu Tage nahm diese Bewegung zu. Wer heute noch widerstund, schloß sich morgen an. Ja selbst Frauen vergaßen die Sorgen der Liebe und forderten ihre Männer auf sich dem heiligen Kriege zu weihen. So mächtig Urbans Wort diese Begeisterung aufgeregt hatte, so machtlos war seine Warnung bei denjenigen, welche Alters oder Geschlechtes halber die Waffen nicht tragen sollten. Da halfen weder Vorstellungen noch Bitten. Greise und Kranke nahmen das Kreuz; denn sollten sie auch das Ziel der Wallfahrt nicht erreichen, so dachten sie doch sicher das Himmelreich zu erwerben. So stark war der Glaube, daß sich selbst Weiber und Kinder nicht abhalten ließen mit ihren Männern, Vätern oder Brüdern zu ziehen. Schaarenweise liefen sie den Heeren der Kreuzfahrer mit dem Versprechen nach, in dem Zuge getreulich zu dienen und den Obern zu gehorchen. Alles seufzte und sehnte sich mit Inbrunst nach dem Zeichen der allgemeinen Abreise, und weder die Bande der Liebe noch der Freundschaft waren stark genug die Begeisterten aufzuhalten. Das Ehebette so wie die Wiege des Säuglinges war von ihnen vergeßen. Keine häusliche Rücksicht galt mehr. Nur die Worte „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt der ist meiner nicht werth“ riefen Alle sich zu, und so hängte sich denn die schmachtende Braut an den Arm des Bräutigames, die Tochter an den Busen der Mutter. Der Freund zog seinen Freund, der Herr seine Knechte und Mägde, der Fürst seine Landsaßen mit sich fort. In kurzer Zeit wurden jetzt auch alle Kleider, Mäntel und Rüstzeuge mit rothen Kreuzen bezeichnet. Ja, viele Schwärmer giengen so weit, sich dasselbe mit glühendem Eisen auf Brust oder Stirne brennen zu laßen. Burgen und Herrschaften,

Häuser und Gehöfte wurden nun häufig zu Spottpreisen verkauft oder verpfändet, und das alles nur um die Ausrüstung zum heiligen Kriege zu bestreiten. Von einer solchen Aufwallung und Bewegung hatten die Jahrbücher der Geschichte noch kein Beispiel gegeben. Doch geschah diß nicht bei Allen aus reinen Absichten. Manche gedachten sich durch die Beute der Feinde zu bereichern. Auch war das Ritterthum, besonders in Frankreich, gerade im Emporblühen begriffen. Was konnte daher seinem Wesen mehr zusagen als die mit ihm so übereinstimmenden Kämpfe und Abenteuer? Auch hatte ein mehrjähriger Mißwachs eine drückende Hungersnoth erzeugt, so daß die Armen die ungesundesten Erzeugnisse als Nahrung zu sich nehmen musten, und es selbst auch den Reichen theilweise schwer ward sich die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu verschaffen. Diesen Schwerbeladenen klang daher die Aufforderung des Papstes Urban Kristi Streiter zu werden wie der Posaunenstoß eines Engels, der sie nach langen herben Leiden zu Ruhm und Glücke rief. Diese gewaltige unaussprechliche Bewegung blieb nicht auf die romanische Bevölkerung des ehemaligen Galliens beschränkt. Auch das von Natur kühne Seefahrer- und Wandervolk der Normannen blieb hier seinem Sinne treu und schloß sich voll kühnes Mutes diesem Unternehmen freudig an. Selbst nach England, in welchem die Normannen zur Herschaft gelangt waren, nach Hochschottland, sogar bis nach Skandinavien pflanzte sich diese kriegerische Bewegung fort. Die Spanier, die im eigenen Lande harte Kämpfe gegen die Sarazenen zu bestehn hatten, nahmen am wenigsten Antheil. Papst Urban, der befürchtete, der Halbmond möchte auf der pyrenäischen Halbinsel neuerdings Fortschritte machen, mahnte die Spanier selbst ab sich den Kreuzfahrern anzuschließen. — Das deutsche Volk, das schon damals weniger leicht

zu erregen war, als das Mengvolk jenseits der Maas, begriff anfangs den Zweck dieser kriegerischen Bewegungen nicht und ward von dem Anblicke der ersten Schaaren, die über seinen Boden wanderten und meist aus gesetzlosem Gesindel bestanden, wenig angezogen. Mit Herzen und mit Seele schloßen sich daher nur die überrheinischen Fürsten, die zu dem französischen Reiche und dessen Lehenträgern in vielfachen Beziehungen stunden, dem Kriegeszuge an. Niemand kümmerte sich um Raum und Zeit, Niemand um die Hindernisse, welche die Staaten, die man durchziehen muste und deren guter Wille zum Gelingen des kühnen Unternehmens nöthig war, entgegensetzen konnten. Keiner fragte nach der Weite des Weges, Keiner nach dem glühenden Sonnenstrahle eines ungewohnten Himmelsstriches, Keiner nach Hunger und Durste; kurz an alles das, was von unserer bedächtigen Zeit so sorgfältig erwogen wird, dachte damals Niemand auch nur im Entferntesten. Die Kosten so zahlreiche Menschenhaufen von Europa nach Asien zu führen sind für die jetzige Zeit ganz unbegreiflich; diese Summen aber in einer Zeit aufzubringen, in welcher die öffentlichen Einkünfte einer jeden Nation von Europa so ungemein gering waren, grenzt fast an die Unmöglichkeit. Daher verpfändete auch Balduin, Graf von Hennegau, seine Grafschaft an den Bischof von Lüttich, und Herzog Gottfried setzte sogar das Fürstenthum Bouillon an denselben Bischof um 4000 Mark Silber und ein Pfund Gold ein. Auch Robert, Herzog der Normandie, verpfändete sein Herzogthum auf fünf Jahre an seinen Bruder, den König von England, und der Graf de Foix muste um zu diesem Zuge seine Mannen waffnen zu können fast alle seine Lande verkaufen. Wer keine liegende Güter hatte, verkaufte seine reichsten Kleider. Ohne den leisesten Widerspruch zu äußern besorgte die Gattin selbst den Verkauf ihrer Kost-

barkeiten und Gewänder. Das Tadelnswertheste war, daß die Fürsten und andere Obrigkeiten die Gefangenen losgaben ohne die Größe ihrer Schuld zu bemeßen, weshalb man sie aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und in Banden gelegt hatte. Da galt kein Unterschied mehr. Alle giengen aus ihren Kerkern hervor und fanden bei den Rotten, welche die Großen warben, Nahrung, Kleidung und Waffen und das feierliche Versprechen, daß man ihnen die Kosten bis zur Vollendung des Zuges reichen würde.

Unter solchen Zurüstungen und Ermunterungen war der Winter verstrichen. Als die Natur von ihrem Schlummer erwachte und die Erstlinge des Frühlinges emporsproßend sich zeigten, begann Alles in geschäftiger Bewegung sich zu regen. Peter der Einsiedler, der da sah, daß sich die Rüstungen der Fürsten und edlen Herren bis spät in das Jahr 1096 hinaus schieben würden, beschloß von schwärmerischem Eifer beseelt schon im Märze aus Lothringen zu dem großen Unternehmen auszuziehen. Viel Volkes hatte sich um ihn gesammelt, und Ritter Walther von Perejo mit seinen vier Neffen Walther von Habenichts, Wilhelm Simon und Mathäus brachte ihm noch fünfzehntausend Mann aus Frankreich zu, denen es jedoch wie dem Heere Peters gänzlich an Reiterei mangelte. Diese Haufen bestunden meist aus zuchtlosen Schwärmern, entlaufenen Leibeigenen, aber wenigen Edeln. Nach langen Kreuz- und Querzügen langte er bei dem alten Bekannten, dem Herzoge Gottfried an, der bei dem Anblicke dieser Horde ohne Namen, Zucht und Sitte mit vollem Rechte hoch erstaunte und gar finster blickte. Nach langen vergeblichen Versuchen den begeisterten Einsiedler noch länger aufzuhalten, hieß er ihn endlich mit der Versicherung mit seinem geordneten Heere bald zu folgen vorangehn. Nun füllten sich die

Straßen Europas mit Kriegern von allen Ständen, Altern und Geschlechtern. Der Helm vereinte sich mit der Kutte, das Rauchfaß mit der Lanze, und neben einem aus lebenslänglicher Kettenstrafe befreiten Bösewichte sah man ein freches Weib, die das ihrem Geschlechte angemeßene Kleid mit Harnische und blankem Waffenschmucke vertauscht hatte. Man sah Bauern mit Weibern, Kindern und Geräthschaften auf elenden von Ochsen geschobenen Karren den Versammlungsplätzen zuströmen. Alle beseelte der gleiche Eifer, und sogar die Bauernkinder fragten bei dem Anblicke von Schlößern und Städten ihre Mütter, ob das Jerusalem sei. Auf Gassen und auf Landstraßen, bei Städten und Vestungen, in den Ebenen und auf Bergen erhuben sich überall die Fahnen und Zelte der Auswanderer. Sie kamen zu Fuße und zu Pferde, auf Wagen und in Schiffen mit dem rothen Kreuze auf der Schulter. Hausgeräthe und Kriegswerkzeuge waren in sonderbarer Mischung vereint. Durch die heitern Töne der Hirtenflöten schmetterten und klangen die Trompeten und Zinken der Helden, rasselten die Harnische, Schwerter, Lanzen und Schilde, schrillten und jodelten die Pfeifen der Dudler und Possenreißer. Die Pracht und der Aufwand der Großen und Reichen machte auf das niedere Volk einen mächtigen Eindruck; denn auf allen Seiten ihrer hohen Zelte schimmerte Gold. Ihre kostbaren Bette waren mit prachtvollen Stickereien verziert. Um keine ihrer gewohnten Bequemlichkeiten zu verlieren führten sie auch ihr Jagd- und Fischereigeräthe, als Kähne, Netze, Falken und andere Raubvögel mit sich. Das stattliche Aussehen bewog Viele, die noch keine besondere Reiselust verspürten, sich dem Zuge anzuschließen. Namentlich hatten in Köln die feurigen Predigten Peters des Einsiedlers dieselbe außerordentliche Wirkung wie überall

hervorgebracht, und auf dem Zuge durch Deutschland wuchsen seine Schaaren wie ein Schneeball an, so daß er nach raschem Zuge mit vierzigtausend Mann Franzosen Lothringern, Schwaben und Baiern an den Grenzen Ungarns stund. Die Wallfahrer, die sich gegenseitig ermunterten, sahen nach der langen beschwerlichen Reise noch so fröhlich und zufrieden aus, als wenn sie erst einen Tag vom Hause weg wären. In allen ihren Bewegungen herrschte ein fröhlicher zuversichtlicher Sinn, und beseelte auch nicht Alle ein gleich edler Zweck, so sehnte sich doch ein Jeder die heilige Unternehmung thatkräftig zu fördern, und wie auf der Kirchenversammlung zu Klairmont so erscholl überall, wohin die Kreuzfahrer sich bewegten, der tausendstimmige Ruf „Gott will es!"

IV

Kaum ist die Sonn' im Osten aufgegangen
und heitrer, als sie lange Zeit gethan,
als bei dem ersten Strahle voll Verlangen
mit ihren Fahnen schon die Krieger nah'n,
und jeder sich in seinem besten Prangen
dem frommen Gottfried zeigt auf weitem Plan.
Er aber steht und sieht in aller Muße
vorüberzieh'n das Heer zu Roß' und Fuße.
Die Sonn' indeß am weiten Himmelsbogen
stäts höher steigend wirft ihr stärkres Licht
hell auf die Waffen. Wie mit Glut umzogen
strahlt das Metall: das Aug' erträgt es nicht.
Ein Feuermeer scheint rings die Luft zu wogen,
wie wenn ein Brand die Dunkelheit durchbricht,
und mut'ges Wiehern mischt sich mit dem rauhen
Geklirr der Waffen und betäubt die Auen.

Tasso.

Während so die Kreuzheere unter der Anführung Peters des Einsiedlers und Walthers von Perejo und seiner

Neffen sich den Grenzen der Ungläubigen näherten, kam dem frommen Gottfried, der ein stattliches Heer der auserlesensten Ritter und Helden ausrüstete, die Nachricht zu, daß Walther von Perejo in der Bulgarei plötzlich vom Tode hinweggerafft worden sei und Walther von Habenichts dessen Stelle eingenommen habe. Hatte er sich schon gleich anfangs von diesen an keine Mannszucht gewöhnten Haufen keinen guten Erfolg versprochen, so erschien es ihm jetzt nach dem Heimgange des tapfern Walther, durch welchen Peter die oberste Leitung in allen Beziehungen anheimgefallen war, um so zweifelhafter. Dieser Zug war zu vorschnell, zu ungeordnet und zu sehr mit Weibern und Kindern beschwert, als daß man Ersprießliches davon hätte erwarten können, und bald traten des Herzoges Befürchtungen grell vor das Auge des erstaunten Europas. Gieng die Sache auch anfangs gut, so stellte sich unter den rohen Haufen doch bald Zwietracht Raub und Habsucht ein. Ohne Rücksicht plünderten sie die Lande, die sie als Freunde durchzogen. Das verwickelte sie in böse Kämpfe, so daß sie schon sehr geschwächt im Osten anlangten. Der griechische Kaiser Alexius ließ den Einsiedler vor sich fordern und warnte ihn, weil er aus eigener Erfahrung die Macht Tapferkeit und Kriegesübung der seltschuckischen Bewohner Kleinasiens kannte, vor der Ankunft des Heeres, das der Herzog Gottfried führte, etwas Großes zu unternehmen. Doch der Einsiedler brannte vor Begierde den Türken eine große Niederlage beizubringen und ließ den wohlgemeinten Rath des Kaisers unbeachtet. In seinem Willen bestärkte ihn noch der stäts rauflustige Gottfried Burel, der Haupturheber dieses unvorsichtigen Zuges. Ungeachtet der durch den Ungarnkönig Kalmani erlittenen Niederlagen, der sich verpflichtet fühlte sein Volk gegen die Plünderungen dieser gemeinen Rotten zu schützen,

griffen sie unferne Nizäa eine wohlgeordnete doppelt überlegene Streitmacht an. Bald waren sie von den geübten Türken umwickelt und in einem blutigen Gefechte ganz aufgerieben. Walther von Habenichts, Rainold von Bruis und Folker von Orel wurden erschlagen. Nur der tollkühne Gottfried Burel und Walther von Breteuil retteten sich mit einigen Tausenden in ein halb verfallenes Gemäuer, wo sie mehrere Tage ohne Speise und Trank den vergifteten Pfeilen der Ungläubigen ausgesetzt waren, bis ihnen endlich von dem griechischen Kaiser Hilfe und Rettung kam. Eine ungeheure Menge war erschlagen, Weiber Jünglinge, Jungfrauen und Kinder in die Knechtschaft geführt. Ungeachtet dieser Trauerpost strömten neuerdings aus allen Theilen von Deutschland, Lothringen, Frankreich, England und Flandern die schwächsten und verächtlichsten Menschen zusammen um ihr Heil in Palästina zu versuchen. Wilhelm von Tyrus gibt diese ungeheure Menge auf 200000 zu Fuße und 3000 zu Pferde an, unter denen Thomas von Feic, Klerembald von Vandeuil, Wilhelm Charpentier und ein Graf Hermann die Vornehmsten waren. Jeder dieser Führer folgte seinem eigenen Kopfe und vereinte in sich ein Gemisch von Tugenden und Lastern, von Verbrechen und Heldenmute, von den edelsten und wildesten Eigenschaften. Eine Gans und eine Ziege gieng vor ihnen her. Nach diesen Thieren richteten sie, wie ehdem die Römer nach Hennen und Adlern, ihre Bewegungen ein, indem sie ihnen als Wegweiser eine gewisse Verehrung erzeigten. So hatte sich die hitzigste Schwärmerei mit der ärgsten Gottlosigkeit unsinnig gemischt; und ergriffen auch diese verdorbenen Menschen dem Scheine nach für eine fromme Sache die Waffen, so war doch Gott, der ihre Gemüter durchschaute, nie mit ihnen. Diese Unsinnigen verfolgten in ihrer Ra-

ſerei das Volk, das einſt Kriſtus den Herren an's Kreuz geſchlagen, mit Feuer und Schwerte und marterten und mordeten in ihrem rohen Blödſinne deſſen unſchuldige Nachkommen. In Speier, Worms, Mainz, Köln und Verdun wurden die Juden haufenweiſe auf das Grauſamſte hingeſchlachtet. Ein ewiges Schandmal drückte ſich in jener Zeit ein gewiſſer Graf Emicho auf, der unter dem Namen Kreuzfahrer an zwölf tauſend den Kerkern und Galeren entſprungene Räuber und Mörder ſammelte und ſeinen Zug nach dem heiligen Lande mit der Verfolgung und Ermordung der Juden anfieng. Nicht ein Mal in dem Palaſte, welchen der Erzbiſchof von Mainz Rothard den verfolgten Juden geöffnet hatte, fanden dieſe eine Freiſtätte. Gleich wütenden Tigern ſprengten ſie die Pforten und Thore und erſchlugen vor den Augen des frommen Biſchofes, der vergebens ſein ganzes Anſehen aufbot um die Unglücklichen zu retten, die faſt zu Tode Geängſtigten. Mit der meiſten Kraft vertheidigte der Biſchof Johann von Speier die Verfolgten, indem er ſogar einige ihrer Henker öffentlich hinrichten ließ. In Worms erſchlugen die Juden um den Martern ihrer wütenden Mörder zu entgehn ſich gegenſeitig ſelbſt. Die raſenden Mütter durchſtachen ihre Säuglinge, der Gatte durchbohrte das Herz des geliebten Weibes, der Sohn führte nach dem heiligen Haupte des Vaters, dieſer nach dem des Lieblinges den entſetzlichen Todesſtreich. So endeten theils durch Selbſtmord, theils durch Verfolgung und Marter als Opfer roher Schwärmerei zwölf tauſend Juden. Die verworfenen Mörder zogen nun, nachdem ſie ihren Blutdurſt geſtillt und ſich an der Habe der Erſchlagenen geſättigt hatten, den Grenzen Ungarns zu. Von ſolchen blutgefärbten Pilgern mit Rechte Böſes fürchtend geſtattete ihnen König Kalmani den Durchzug nicht, und das Gericht der ver-

dienten Strafe ereilte sie hier. Der Spruch „Mit Menschenarmen ist nichts gethan, wo Gottes Hand nicht hilft,“ bewährte sich jetzt sichtlich. Denn wie die Kriegsknechte des Holofernes von Betulia, flohen diese wilden Horden von den heranstürmenden Ungarn in die Donau und Moräste getrieben. Das Morden war so entsetzlich, daß der ungarische Hauptstrom Tage lang von europäischem Blute gefärbt und mit geschwollenen Leichnamen bedeckt hinfloß. Die Wenigen, welche sich durch die Schnelligkeit theils eigener theils erbeuteter Pferde retteten und unter denen sich auch der wilde Graf Emicho befand, zogen ohne umzuschauen durch Steiermark und Kärnten nach Italien. Dort dachten sie zum ersten Male wieder an ihr Gelübde und schloßen sich von neuen Hoffnungen beseelt unter der Anführung der Ritter Klarebold und Wilhelm dem Zimmermanne dem Heere des französischen Prinzen Hugo an, und segelten dann nach Konstantinopel. Dort hatten sich wieder große Heerhaufen von Longobarden, Genuaern, Piemontern um Peter den Einsiedler gesammelt, der durch die neue Verstärkung hoch erfreut mit dem nunmehr mächtigen Heere bald hier bald dort voll neues Mutes angriff. Doch das Ungethüm, das Gesellschaften trennt und Reiche zerstört, die widrige Zwietracht stellte sich auch hier bald wieder ein und zündete ein unglückseliges Feuer unter den Kreuzfahrern an. Die Franzosen sahen sich nämlich für den einzigen furchtbaren Haufen im Heere an und erhuben sich mit der beleidigendsten Eitelkeit über die andern. Hochmut und Eifersucht führten bald zu Streit und Handgemenge und diese Uneinigkeit unter den Kristen benützend vernichtete der Sultan von Nizäa Kilidge Arslan (nach einigen Soliman) das Kreuzheer fast ganz und gar. Eingeschlossen endeten die Meisten an den Qualen des Hungers und Durstes, indem sie es versuchten

Löcher in die Erde zu graben, in welche sie sich entkleidet legten um so doch äußerlich einige Erfrischung zu erhalten. Andere öffneten sich die Adern um ihren glühenden Gaumen mit dem eigenen Blute zu befeuchten. Wieder Andere ließen Stücke von Zeug in alte schlammige Zisternen hinunter und sogen dann gierig die ekelhafte Feuchtigkeit ein. In dieser peinlichen Noth gelang es den Priestern allein die Verzagenden vom Selbst- und Brudermorde zurückzuhalten. Sie stellten ihnen vor, daß sie durch ihre Unthaten den gerechten Zorn Gottes auf sich geladen hätten nd nun mit Geduld erwarten müsten, was der Himmel über sie verhänget. Von allen Seiten eingeschlossen, von den Qualen des Durstes wie von der Menge der Feinde überwältigt sanken sie unter der Schärfe der feindlichen Schwerter dahin. Die aber, welche gefangen wurden, büßten in harter Sklaverei für die Sünden ihrer vorigen unmenschlichen Wut. Wie dienstbares Vieh wurden sie von den übermütigen Türken vertheilt und Mancher zum Spiele ihrer Kriegesübungen bestimmt, indem sie nach ihren Leibern wie nach einem Ziele mit den Pfeilen schoßen und die Kraft des Armes wie des Schwertes Schärfe an ihnen erprobten. Mit dem traurigen Überreste des aufgeriebenen Heeres kam Peter nach Konstantinopel zurück, wo Kaiser Alexius sie die Waffen niederlegen und in dieser Lage die Ankunft der Fürsten und Kriegsleute aus Europa erwarten hieß.

Das war das beklagenswerthe Schicksal dieser ersten Schaaren, die zu frühe nach dem gelobten Lande gezogen waren. An 300000 Menschen waren gefallen ohne ein Mal die heiligen Örter gesehen zu haben, die sie befreien wollten. Die Lücken der Bevölkerung spürte man in Europa bedeutend. Noch immer aber bluteten die Herzen der bedrängten Kristenheit am heiligen Grabe, wenn

sie den Jammer des unterdrückten Landes beweinten. Noch immer brannte das heilige Feuer in der Auferstehungskirche zu Jerusalem, ohne daß jedoch seine wunderthätigen Kräfte auf Europa ausströmten. Aber diß Unglück, das bis dahin die, welche das Kreuz genommen, verfolgte, gab den Nachziehenden eine große ernste Lehre. Mit Rechte sagt der Kronist, die Hand des Herren sei gegen die ersten Heere gewesen. Diß beherzigten die Andern und wurden weiser und in ihrem Betragen zurückhaltender. Deshalb waren sie auch mehr gefürchtet und geschätzt. Die neuen Bewegungen gewannen daher an Wichtigkeit und Wirkung, und während des Sommers 1096, in welchem die Schaaren von Peter Walther, Gottschalk, Volkmar, Emicho und Andern durch das Schwert der Kristen oder Moslem gefallen waren, rüstete Gottfried von Bouillon ein aus der Blüte der Ritterschaft bestehndes Heer. Mit trauernder Seele und trübem Blicke vernahm er die böse Kunde aus dem Morgenlande. Denn außer dem Verluste von mehreren hundert tausend Menschen, der ohnediß schon bedauerlich genug war, führten diese Züge durch ihre verübten rohen Grausamkeiten den nachfolgenden Heeren einen unberechenbaren Nachtheil zu, weil die Herrscher und die Völker, durch deren Länder die neuen Kreuzfahrer ziehen sollten, nun auch gegen diese das höchste Mißtrauen hegten. Das fühlte Gottfried nur zu gut und war in voraus überzeugt, daß zur Hebung dieses Mißtrauens viel Geld und Blut erforderlich sein würde. Wie früher, so traute er auch jetzt nicht auf der Griechen Treue. Er brach daher, um den Rest des Kreuzheeres in Konstantinopel nicht einem langsamen Untergange Preis zu geben, den 15. des Augustes an der Spitze von 90000 Lothringern, Friesen, Sachsen und Franzosen nach dem gelobten Lande auf. Der glänzendste und in Schlach-

ten rühmlichst bekannte Adel umgab ihn. Auch hatte er seine zwei Brüder Balduin und Eustach, einen Vetter Balduin von Bourg und Grafen Rhetel, einen Grafen von Namur, den Grafen Garnier von Gräz, den Bischof Konon von Montague, dann den aus Tassos Jerusalem so bekannten Dudon von Konz, die Brüder Heinrich und Gottfried von Hache, Reinhold und Peter von Toul, Hugo von St Paul und seinen Sohn Engelrand und noch mehrere andere Edle bei sich. Das Zusammenströmen auf Bouillon und in der Umgegend war an diesem Tage ein unglaubliches. Die Scenen, die sich da dem forschenden Auge darboten, waren für den Künstler gewiß geeignet ein Meisterbild zu entwerfen. Hier sah man eine Mutter, die, nachdem sie ihren Gatten und Sohn zur Pilgerschaft eingesegnet, die spätern theuern Pfänder ihrer Liebe den Scheidenden zur Besiegelung ihres Bundes noch ein Mal vorhielt und dann sprachlos mit schmerzlich zärtlichem Blicke den Vorüberziehenden nachschaute, bis die, welche ihr so lieb waren, in den dichten Heereshaufen oder hinter Hügeln und Bergen verschwanden. Dort segnete ein Greis nur an den erhabenen Zweck des Zuges denkend mit trockenem Auge die blühenden Enkel. Dort zog ein junger Mann das zärtliche Weib, das nicht von ihm lassen wollte, mit in die Beschwerlichkeiten und Gefahren der neuen Laufbahn. Mit den Armen sich umschlingend wandelten sie mit so verklärten Gesichtern dahin, als gienge es zu Scherz und Lust. Mancher Krüppel sah mit dem Auge voll Thränen starren Schmerz im Blicke den stattlichen Kämpfern nach und beklagte den Schiefwuchs oder leidige Verrenkung eines Gliedes, was ihn hinderte gleich andern das Kreuz auf sich zu nehmen.

Während dieses wogenden Treibens hielt Guido der

Sänger seiner Mutter und Klärchens Hände in den seinen, und in gar schmerzlich trüber Weise richteten die Frauen Worte der Trauer an den geliebten Jüngling. Klara, die elternlose Waise, war mit Guido aufgewachsen, und die Neigung, die sie als Kinder schon für einander an den Tag legten, war mit den Jahren gewachsen und hatte sich in das reine Gefühl liebender herzlicher Innigkeit umgewandelt. Heiterer schien der Jungfrau die ganze Gegend, wenn Guido nach kurzer Abwesenheit wieder in das trauliche Häuschen zurückkehrte, das sie mit seiner Mutter bewohnte. Wenn er dann in die Saiten seiner Harfe griff und die Töne so stark, so klangvoll bald rauschend und stürmisch, bald wie in rührender Bitte sanft und leise dahin sterbend hervorströmten und seine Silberstimme von Zeit zu Zeit so voll und kräftig das meisterhafte Spiel durchdrang, da glaubte Klara, es öffnete sich der Himmel, es schwebten überirdische Laute zu ihr nieder. Und dieser theure Freund, der durch seine Kunst oft den Trübsinn verscheuchte, wenn er schwer auf ihr Herz niedersank, der durch seine edle milde Sprache die Thränen von ihren Augen trocknete, wenn der Schmerz um die so frühe verlorenen Eltern durch ihre Brust zog, dieser sollte nun scheiden, sollte hinziehen nach dem mit blutigen Leibern bedeckten Morgenlande um vielleicht nie mehr die Gefilde der Heimat, vielleicht nie mehr die zu sehen, die jetzt mit thränenden Augen vor ihm stund und seine Hände umschlossen hielt. Da löste sich das Geheimniß, das die Jungfrau so lange stumm in der Brust getragen, plötzlich in tausend bangen Fragen auf, und ein Mal über das andere rief sie „Ach Guido! werden wir uns wieder sehen?“ „Ich hoffe es“ sprach der Jüngling voll Zuversicht. „Doch sollte ich auch dort, wo blutige Kriege brausen,

erschlagen niedersinken, so denke, daß nur die irdische Hülle im heiligen Lande modert, die Seele sich aber dahin aufschwingt, wo edle Geister sich wieder finden werden. Dort in dem großen Vaterlande der Seelen, dort, Klärchen, werden dann auch wir uns wiederfinden." Als er so geredet, zog er seine Harfe, die an der Wand lehnte, noch ein Mal zu sich heran, griff in die Saiten und sang in rührenden Lauten zu den reinen Klängen seines meisterhaften Spieles ein Abschiedslied. Auch ihm traten nun Thränen in die Augen. Als die Töne in zitterndem Verschweben hingestorben, sprang er rasch auf und legte die Harfe in die Arme der trauernden Jungfrau. „Nimm sie hin" sprach er zu ihr einen schmerzlichen Blick auf das traute Tonzeug werfend, „und sing zu dem Klange meiner Harfe, wenn ich ferne von der Heimat bin, der Mutter oft die Lieder vor, die sie am liebsten von mir hörte." So sprechend langte er eine kleine zierlich gearbeitete Schoßharfe, die ihm zu diesem langen weiten Zuge passender erschien, von der Wand herab, schnallte sich den von Klärchen gestickten Hüftgürtel, an dem ein zierliches Schwert hieng, fester und blickte aus dem Fenster. „Wir müßen scheiden" sagte er dann rasch; „denn dort nahet Herzog Gottfried schon." Darauf kniete er vor der Mutter nieder, die ihm jetzt wie Papst Urban zu Klairmont, als er ihm die erfreuliche Nachricht gebracht, die Hände auf den Scheitel legte, ihn segnete und mit mütterlicher Liebe dem Schutze des Himmels empfahl. Auch die Mutter und Klärchen knieten dann neben Guido nieder um noch ein Mal in der friedlich stillen Hütte vereint zu dem zu beten, der über den Wolken der Menschen Schicksale lenkt.

„Guido, mein Sänger!" erscholl jetzt ein Ruf vor der Hütte. Die Betenden, die eben die letzten Worte spra-

chen, blickten auf, und den Herzog Gottfried, der hoch zu Rosse von glänzenden Rittern und Waffenträgern umgeben vor dem Häuschen hielt, erkennend, eilten sie schnell vor die Thüre um dem allgeliebten Fürsten noch ein Lebewohl zu sagen. Recht freundlich dankte der stattliche Herr; und als Guido das alte Mütterchen vor seinen Augen zum Abschiede innig umarmte und der jetzt laut schluchzenden Klara den Scheidekuß der Freundschaft züchtig auf die Stirne drückte, so tröstete der edle Fürst mit frommen Worten die Trauernden und schenkte dem klagenden Klärchen, das er dem Rufe nach als fromme sittsame Jungfrau kannte, zum Zeichen seiner Huld einen glänzenden mit kostbaren Steinen besetzten Ring. Der alten Frau aber drückte er mit den Worten: „Pfleget Euch, gute Mutter; denn das Alter bedarf der Labe, der Stärkung, deren die Jugend leicht entbehrt,“ eine mit Goldstücken gefüllte Börse in die vor Freude und Rührung zitternden Hände. Dann ließ er seinen wiehernden Hengst die Sporen fühlen und jagte mit seinem Gefolge davon. Die Helmbüsche wogten, die Panzer und Waffen rasselten, die Fahnen des Kreuzes flatterten lustig im Winde. Wie auf das Pferd gewachsen saß Guido im Sattel; noch ein Mal schwang er die Kappe, noch ein Mal grüßte er mit der Hand zurück. Dann flog auch er dahin und verschwand bald unter den glänzenden Panzern und Helmen aus den Augen derer, die mit sehnsüchtiger Wehmut ihm nachblickten. In wogendem Gedränge zogen die Haufen vorüber; noch manches bekannte Gesicht grüßte das traurig an der Thüre lehnende Klärchen und ihre alte Mutter. Allen diesen Bekannten gaben sie noch viele heiße Glückwünsche und Grüße an den ihnen so theuern Guido auf; und erst als die Sonne sank und die Schatten der Nacht sich über der Erde lagerten, giengen sie stille betend in die Hütte

zurück. Ganz verödet schien ihnen das sonst so trauliche Stübchen; denn Guido, der diese Räume durch seine Gegenwart so froh zu beleben verstund, war ferne. Trübe schlich ihnen in der laubumrankten Hütte seit dieser Stunde des Abschiedes die Zeit hin. So vergiengen Wochen und Monde und der Winter. Da ward ihnen die Kunde, daß Guido mit dem Heere Gottfrieds gesund nach Asien übergeschifft sei.

War auch der Ungarnkönig Kalmani durch die verübten Gräuel der frühern meist zügellosen Haufen, die sich Kreuzfahrer nannten, gegen das neu anrückende Heer mißtrauisch geworden, so wuste doch Gottfried bald das Vertrauen dieses Herrschers zu gewinnen. Als er bei Tollenburg in Niederösterreich ein Lager geschlagen hatte, schickte er Hermann von Ascha, der Kalmani schon von einer frühern Gesandtschaft bekannt war, nebst zwölf andern Rittern an den Ungarnkönig um Aufklärung zu verlangen, weshalb sich die Ungarn gegen die Kreuzträger, die der Einsiedler, Graf Emicho und andere Ritter anführten, so feindselig benommen hätten. Kalmani nahm Gottfrieds Gesandte mit den höchsten Ehren auf; und nachdem er in Anwesendheit seiner Magyaren erklärt hatte, er habe gegen jene zügellosen Banden nur zur Vertheidigung seiner Unterthanen und seiner eigenen Person das Schwert gezogen, entließ er sie nach der herrlichsten Bewirtung mit einer Einladung an den Herzog Gottfried, den er wegen seines trefflichen Karakters und hohen Ruhmes gar sehr achtete. Gottfried leistete der Einladung Folge und begab sich mit dreihundert Rittern nach dem Schloße Liperon, wo der König ihn erwartete. Hier ward nun ein Vertrag aufgesetzt, worin der Kreuzfahrer versprach auf seinem Durchzuge durch Ungarn die strengste Mannszucht zu beobachten und unter keinem Vorwande Jemand von

dem Heere zu beurlauben. Dagegen wollte Kalmani die Kreuzfahrer auf dem ganzen Wege durch sein Land um billige Preise mit Lebensmitteln und was sie sonst bedürften, versehen. Doch sollte Herzog Gottfried seinen Bruder Balduin, dessen Gemahlin und alle in seinem Gefolge dienende Ritter als Geisel zurücklaßen. Der Herzog war damit zufrieden, und nach der damals üblichen Sitte leisteten beide Theile den Eid der Gewährung. Zur unbeschreiblichen Freude der Seinen, die sich von Seiten Ungarns wenig Gutes versprachen, kehrte Gottfried von dem Schloße in das Lager zurück, Balduin aber weigerte sich hartnäckig sich als Geisel zu überliefern. Gegen alle Vorstellungen des Bruders war er taub und fügte sich erst dann, als Gottfried sich selbst als Geisel anbot und ihm die Führung des Heeres übertragen wollte. Froher Hoffnungen voll zogen nun die Kreuzfahrer über die Leitha und dann friedlich die Straßen entlang; denn bei Todesstrafe war jeder, auch der geringste Raub verboten. Auch bestund das Heer aus ganz andern Männern, als die zügellosen Schaaren des Einsiedlers und jener früher genannten Ritter. Dessen ungeachtet zog Kalmani mit einer zahlreichen streitbaren Macht zur Seite des Kreuzheeres einher. Erst dann, als die Kreuzträger bei Semlin über die Save gesetzt waren, gab er dem Herzoge Gottfried die Geisel zurück und schied mit herzlicher Umarmung von dem großen Manne, der sich in jener stürmischen Zeit den Ruf eines strengen frommen Helden erworben hatte. Das Gerücht wackerer Mannszucht gieng jetzt Gottfrieds Kreuzheere weit voraus; denn die Bulgaren, die den ersten zuchtlosen Haufen gar böse mitgespielt hatten, übten jetzt jede nur denkbare Freundschaft. Noch in der Bulgarei kam dem Herzoge von Lothringen eine Botschaft des griechischen Kaisers zu, in welcher ihn

derselbe ermahnte, daß er ja seine Krieger von allen Ausschweifungen zurück halten möge, wogegen er einen reichlichen Markt von Lebensmitteln zusagte. Diese Forderung stimmte ganz mit Gottfrieds redlichem Karakter überein. Er beschloß der Mahnung genau nachzukommen und ertheilte den Besten aus der Schaar deshalb gemeßene Befehle. Doch zu Phinopolis angelangt erfuhr Herzog Gottfried, daß Hugo der Große, Graf von Vermandois und Bruder des Königes von Frankreich, mit andern edlen Rittern zu Konstantinopel gefangen gehalten würde. Gottfrieds Seele voll Großmut und Biederkeit fühlte sich durch diese Untreue, die er nicht begreifen konnte, gekränkt. Wäre seine Frömmigkeit nicht eine lautere gewesen, in der er sich scheute Kristenblut durch Kristenhände zu vergießen, so hätte er um eine solche Schmach zu rächen augenblicklich nach dem Schwerte gegriffen; so jedoch suchte er einen Weg zur Aussöhnung. Als aber die Gesandten, die er an den trotzigen mit allen listigen Kunstgriffen der Griechen vertrauten Kaiser geschickt hatte, mit dem Berichte zurückkehrten, daß sich Alexius entschieden weigere die Gefangenen freizugeben, da konnte Gottfried nicht länger an sich halten und ließ seinem Unwillen frei die Zügel schießen. Wohl kannte er den schlauen Alexius, dessen Politik nicht ohne Kraft, doch tief in den Karakter der Griechen getaucht ohne Treue war. Er wuste wie schlau der Thronräuber von Konstantinopel war, der den Purpur, in welchem er seine Tücke verbarg, seinem grösten Wohlthäter entrißen hatte. Früher hatte er mehrere gute Eigenschaften gezeigt und die Hoffnungen, die das Reich auf ihn sezte, durch Siege gerechtfertigt. Der Mut, der ihn zu Thaten entflammte, war der des Ehrgeizes. Doch sobald er seine Absicht erreicht hatte, so schwand der Glanz seiner Heldentugenden dahin, und er suchte nun

das, was ein Anderer durch die Gewalt der Waffen gesucht hätte, durch List zu erreichen. In diesem Stücke übertraf er sein Jahrhundert. Doch bei allem dem war Alexius ein größerer Fürst als einer seiner Zeitgenoßen. Er zeigte Verstand auf einem Throne, auf dem schon so lange untüchtige Kronenträger geseßen waren. Sichtbarlich wuste er seine Regierung und sich selbst über die ganze Nation zu erheben. Diesem Manne, der da verlangte, daß jeder Edle, der sein Land als Kreuzträger durchzöge, ihm zuvor den Leheneid schwöre, der den edlen Hugo, welcher an der Küste gestrandet war, gefangen hielt um ihn zu demselben Eide zu bewegen, wollte der erzürnte Herzog Gottfried zeigen, daß er es mit edeln Männern zu thun habe und mit diesen nicht wie mit den gesetzlosen Banden Peters des Einsiedlers nach Willkür verfahren könne. Von heftigem Zorne erfaßt gab er um den Kaiser einzuschüchtern zum ersten Male das umliegende Land den Kreuzfahrern Preis, die es unter Anführung seines Bruders Balduin in eine Wüste umwandelten. Solche nicht erwartete Strenge verfehlte den erwünschten Zweck nicht. Der griechische Kaiser erkannte nun den Mann, der keinen Anstand nahm, wenn es galt, ihm die Heldenstirne zu zeigen, und gab schnell den Fürsten und die Ritter frei. Augenblicklich stellte der hocherfreute Gottfried die Verwüstung ein und zog nach Konstantinopel, wo er zwei Tage vor Weihnachten anlangte und sich an dem Marmormeere zum Streite gerüstet lagerte. Neue Ränke führten oft noch blutige Kämpfe herbei, in welchen sich besonders Balduin mit seinen Gepanzerten rühmlich hervorthat. Oft muste Gottfried die Kriegeshörner erschallen laßen; denn das feindliche Benehmen des Kaisers, wodurch sich oft Mangel an Lebensmitteln einstellte, machte hie und da Gewaltthaten zur Nothwendigkeit. Da sandte der Kaiser, der die Überzeu-

gung gewonnen, daß er sich so nur schwäche, Boten an Gottfried mit dem Ersuchen von fernern Gewaltthaten abzustehn. Er lud ihn zu einer Unterredung ein, erbot sich aber diß Mal Geisel zu stellen, damit der Herzog sicher kommen und sicher gehn könne. Gottfrieds Antwort lautete wieder wie er war. Er wolle gerne, sagte er, dem Kaiser seine Ehrfurcht bezeigen und über fernere Unternehmungen sich besprechen, wenn solche Geisel gegeben würden, wodurch ihm Freiheit und Leben gesichert wäre. Kaum waren die Gesandten des Kaisers Alexius mit dieser erfreulichen Nachricht fortgezogen, als andere Boten von ganz entgegengesetzter Art vor Gottfried erschienen. Sie waren von dem ehrgeizigen Fürsten Bohemund von Tarent geschickt, welcher dem Herzoge Gottfried seinen Gruß entbot und ihn benachrichtete, daß er zu Ende des Märzes mit einem zahlreichen Heere zu ihm stoßen würde. Vereint wollten sie dann gegen den griechischen Kaiser fechten, weshalb er mit Alexius kein Versöhnungsbündniß schließen und nach Adrianopel ziehen möchte. Erst am folgenden Tage nach dem Beirathe seiner Großen ließ Gottfried zurücksagen, er sei nicht aus Gewinnsucht oder um Kristen zu bekriegen aus der Heimat gezogen; er habe im Namen Kristi den Kreuzzug nach Jerusalem unternommen, den er mit Hilfe des Kaisers so gerne vollbringen möchte, wenn dieser seine Feindseligkeiten einstellen und einen guten rechtlichen Willen an den Tag legen wollte. Alexius, der überall seine Späher hatte, blieb nicht ohne Kunde von dieser Botschaft seines alten Feindes Bohemund, und erfreut über das, was der fromme Gottfried dem Stolzen zurücksagen ließ, schickte er sogleich seinen Sohn Johannes an den Herzog und versprach in allen vorkommenden Fällen seine besten Dienste. Sogleich übergab Gottfried den Oberbefehl seinem Bruder Balduin

und verfügte sich von vielen Grafen und edlen Rittern begleitet an den Hof des griechischen Kaisers. Der nie gesehene Glanz machte auf die Fürsten und Krieger des Abendlandes, als sie sich dem hohen Throne nahten, auf welchem Kaiser Alexius in ehrfurchtgebietender Pracht und Herrlichkeit saß, eine tiefe Wirkung. Wie vor dem römischen Kaiser des Abendlandes beugten Gottfried und die Seinen vor Alexius, dem römischen Kaiser des Morgenlandes, die Knie um in dieser ehrfurchtsvollen Stellung den Friedenskuß zu empfangen. Mit den schmeichelhaftesten Worten über seine Macht, seine Tapferkeit und seinen Glaubenseifer überschüttete der kluge Kaiser Gottfried, den Helden seiner Zeit. Er erklärte feierlich, daß er alle Kräfte aufbieten wollte um ihn zur Erreichung seines hohen Zieles behilflich zu sein, und ertheilte ihm am Schluße seiner Rede die Zäsarwürde. Durch diß Benehmen völlig überwunden leistete der Herzog mit seinen Begleitern für das ganze Kreuzheer den Leheneid.

Der Friede war durch Eid und Handschlag feierlich und fest geschloßen. Als nun Gottfried und einige seiner Ritter im engern Kreiße bei duftendem Mahle um den Kaiser versammelt waren, wünschte dieser, daß Guido, des Herzoges Sänger und Schildknappe, seine Kunst auch vor ihm erprobe. Der Jüngling war gerne bereit, und in einer Weise, wie ihn der Herzog noch nie singen gehört, sang Guido jetzt zu den Silberklängen seiner Schoßharfe ein noch nie vernommenes Lied, das Alle mächtig ergriff. Eintracht und Zwietracht stritten sich in seinem seelenvollen Gesange, bis endlich nach langem Zwiste die Zwietracht schwieg und die Eintracht laut den Segen das Glück und die Kraft der Völker verkündete. Von Verse zu Verse steigerte sich des Sängers Begeisterung; und wie bei den Worten, daß Kristen gegen Kristen wüteten, ihm Thrä-

nen über die Wangen rannen, so leuchteten jetzt seine Augen, als er in seinem Liede zur Eintracht mahnte, um vereint den Erbfeind des Kreuzes zu werfen, in kriegerischem Heldenfeuer auf. Ohne irgend eine Absichtlichkeit an den Tag zu legen richtete er Worte und Klänge fast allein an den bewegten Kaiser. Als Guido geendet hatte, bat sich Alexius den schönen Jüngling vom Herzoge mit dem Versprechen aus fürstlich für sein Wohl Sorge zu tragen. Hätte der Kaiser, was er nur immer wollte, von Gottfried verlangt, so würde ihm kaum etwas so schwer gefallen sein als diese Bitte um Guido, den er wie einen guten Sohn liebte und dem es durch sein Spiel stäts gelang des Herzoges oft gar düstern Sinn heiter zu stimmen. Was war zu thun? Der Kaiser bat zu sehr, als daß ihm der Herzog den Jüngling geradezu hätte verweigern dürfen. Schon wollte er einwilligen; da sank Guido, dem Gottfried's Schwanken nicht entgangen war, dem Kaiser zu Füßen. Er küßte demütig seinen Purpurmantel und versicherte, daß er die auf ihn geringen Jüngling gefallene Gnade recht wohl zu würdigen wüßte, bat aber in so rührenden kindlichen Ausdrücken ihn nicht von seinem guden Herzoge zu trennen, daß der Kaiser fast zu Thränen gerührt von seinem Begehren abstund und ihn mit den Worten „Herzog, Ihr möget euch freuen, wenn Ihr viele solche Brave um Euch zählet,“ dem hocherfreuten Gottfried zuführte, der sich vergeßend den Sänger umarmte und unter Liebkosungen seinen lieben treuen Sohn nannte. Jetzt ließ Alexius an Gottfried und seine Begleiter kostbare Geschenke austheilen; Guido aber, dessen meisterhaftes Spiel und seltene Anhänglichkeit an seinen Herzog ihm so wohl gefallen hatte, ließ er eine goldene mit edlen Steinen besetzte Harfe reichen. Darauf entließ er die Beschenkten mit allen Zeichen seiner Huld

und sprach den Wunsch aus, da er die Annäherung der andern Kreuzheere erfahren, daß Gottfried mit seinem Heere nach Asien überschiffen möchte. Diesem Ansinnen fügte sich der Herzog um so bereitwilliger, da es mit dem Zwecke seines Zuges vollkommen übereinstimmte. Aus richtiger Politik wollte Alexius, daß sich die Kreuzheere nicht alle unter den Mauern von Konstantinopel vereinigen möchten; denn er fürchtete Bohemund, der in der Schule der Siege, deren er selbst einen über die Griechen erfochten hatte, geübt und von seinem Vater Robert Guiskard zum Kaiser von Konstantinopel bestimmt war. Dieser starb auf seinem zweiten Zuge nach Griechenland, und alsbald kehrte Robert, sein zweiter Sohn und Nachfolger in Apulien und Kalabrien, heim. Bohemund sah sich nun mit der ehrgeizigen nach Macht und irdischer Größe ringenden Seele allein auf den Besitz von Otranto, Gallipoli und Tarent beschränkt. Er begrüßte daher den Aufruf des Papstes Urbans **II.** mit neuen Hoffnungen in der Ferne die Macht und Größe zu erringen, die ihm in der Heimat nicht geworden. Furchtbar erschien daher dem Kaiser Alexius, der auf der Kirchenversammlung zu Piacenza gegen die Ungläubigen um Hilfe gebeten hatte, die ungeheure Rüstung, und seine Erwartuug den Beistand von ungefähr zwanzig tausend Rittern zu erhalten ward durch die Zahl einer halben Million Streiter auf eine schreckerregende Weise überboten. Am gefährlichsten erklang ihm der Name Bohemund; denn er kannte dessen glühenden Ehrgeiz und fürchtete von seinem Heere mit Rechte mehr als er hoffte. Das mochte ihn auch zu dem Mißtrauen und den sich stäts wiederholenden Feindseligkeiten veranlaßt haben. Nun aber, da Bohemund heran rückte, sann Alexius den Stolzen für sich zu gewinnen.

Mit ungeheuerm Pompe stieß endlich nach mancher überstandener Gefahr Markus Bohemund, der junge kühne Normanne, mit seinem Heere zu Gottfried. Wie Riesenschwäne neigten und wiegten sich die großen Schiffe und leichtern Nachen auf dem unter ihrer Last stöhnenden Meere. Unter all den edlen ritterlichen Gestalten, die der prunkliebende Normannenfürst mit sich brachte, fiel sein Schwestersohn, der in Dichtungen wie in der Geschichte so berühmte Tankred, am meisten auf. Er war ein Sohn des Markgrafen Otto des Guten und vereinigte alle Eigenschaften in sich, welche damals den Helden ausmachten. Wie groß in jener Zeit schon sein Ansehen war, möge daraus hervor gehn, daß sein Oheim, der sonst so stolze Bohemund, vergebens Alles aufbot und selbst Bitten nicht sparte den jungen Helden zu einem Kriegeszuge gegen Alexius zu bewegen. Tankred verabscheute nämlich das unselige Blutvergießen zwischen Kristen, und griff erst dann nach Schwert und Schilde, als Papst Urban im Abendlande die Aufforderung ergehn ließ der bedrängten Kristenheit im Morgenlande zu Hilfe zu eilen. Da erst erwachte, wie Tankreds Freund und seiner Thaten Erzähler sagt, seine eingeschlummerte Kraft; da erst öffneten sich seine Augen, und er erkannte plötzlich den heiligen Beruf für Kristus zu streiten, und zog heiliges Eifers voll mit Bohemund aus. Mit warmem innigem Feuer wandte sich seine jugendliche Heldenseele sogleich dem frommen Gottfried zu; und da gleich nach seiner Ankunft Bohemund in den freundlichsten Worten eine Einladung von dem Kaiser Alexius erhielt, so blieb Tankred den Befehl über das Heer des stolzen Normannenfürsten übernehmend bei Gottfried im Lager.

Der Tag, an welchem Bohemunds Heer mit dem

Gottfrieds zusammen stieß, ward als hoher Festtag gefeiert. Nach des erstern Abreise saß Tankred bis spät in die Nacht bei dem Herzoge von Bouillon in traulichem Gespräche beisammen. Der nächste Tag war zur Heerschau bestimmt; und als die Sonne mit heiterm Lichte im Osten heraufstieg, schaarten sich glühendes Verlangens voll die Kreuzträger auf dem weiten Plane vor dem Lager. Jeder wollte sich in stolzem Waffenschmucke dem frommen Gottfriede zeigen, der vom Scheitel bis zur Sohle wohl gepanzert auf einem Hügel stund. Die Kreuzesfahnen trieben hoch im Morgenwinde und allgemach bewegte sich der unabsehbar lange Zug heran. Nur Herzog Gottfried stund unbeweglich gleich einer starken Eiche auf der Höhe und musterte mit dem geübten Heldenauge die Ritter, die theils zu Fuße theils hoch zu Rosse auf dem Wiesenplane an ihm vorüberzogen. Die Franken, die Isle de France zur Heimat hatten, schritten zuerst mit ihrem Lilienbanner heran, an ihrer Spitze Graf Hugo. Ihm zur Seite gieng Hlothar, der Feldherr ohne Furcht und Tadel. In schwerere Panzer eingeschloßen folgte diesen Heereshaufen ein langer Zug Normannen. Robert aus Fürstenblute entsproßen führte sie. Wilhelm von Oranien und Ademar von Puy waren die Unterführer in dem stattlich schönen Zuge. Dicht hinter diesen folgte Balduin. Er führte aus Boulognes Gauen sein eignes Volk samt dem aus Gottfrieds Lande in blanken Harnischen auf mutigen Rossen heran. Denn Gottfried hatte, da man ihn zum Haupte ernannte, dem tapfern Bruder voll Vertrauen seine Krieger hingegeben. Darauf folgte Welf mit seinen Unterthanen aus dem Lande, wo einst an dem Rheine und dem Ister Sweven und Rhätier wohnten. Auch aus dem Kärnterlande folgte ihm ein großer Hee-

reshaufen nach. Hinter diesem zog das blonde Volk an Heerden wie an Feldern reich von einem zweiten Robert angeführt aus dem Lande daher, das das Meer Frankreich und Deutschland einschließt und das der Rhein und die Mosel durchziehen. Den sechsten Zug bildeten britische Krieger von Wilhelm, des Königes jüngerm Sohne, angeführt. Dann nahte ein rauhes Volk aus dichten Wäldern an des Nordpoles Gebiet grenzend. Nach diesen irländischen Kriegern kam Tankred. Er führte aus Kampaniens sonnenhellen Gauen die stolze Heldenblüte der Ritterschaft heran. In leichter Eisenrüstung auf schlanken Rossen folgten Griechen. Außer Schild und Schwerte trugen sie auch Pfeil und Bogen. Sie führte der, den man bei den Schaaren von Latien als einzigen Griechen sah. Es war Tatin. Mit seinen Mannen, die er zwischen der Garonne, den Pyrenäen und dem Meere sich auserlesen, erschien jetzt Raimund von Toulouse; dann Stephan von Amboise, der fünf Tausend von Blois und Tours heranführte; dann Alkast mit seinen Schweizerschaaren; zuletzt Kamill mit sieben tausend Römern.

Immer höher war unterdessen die Sonne am Himmel heraufgestiegen, und wie mit Glut überzogen glänzten im frischen Sonnenstrahle Helme, Panzer, Waffen und Schilde, daß das Auge geblendet zum grünen Rasen sich niedersenken muste. In unabsehbar langer dichter Reihe stund das Heer vor Gottfried; wie im Triumphe wallten die Kreuzesfahnen gegen den Himmel. Trommeln und Trompetenklänge erschollen jetzt, und kühner heiliger Hoffnungen voll stieg Gottfried von dem Hügel nieder um ein zweites Heer, das der Helden jener Zeit, zu mustern. Es war ein kleiner Haufen, der aus der zahllosen Kriegerreihe hervortrat. Jede einzelne Gestalt

flößte Ehrfurcht und Hochachtung ein. Dudo von Konza, den ernsten Mann voll Würde und bei grauen Haaren noch voll von frischer Kraft, grüßte Gottfried zuerst, darauf den kühnen Gernand, der aus Norwegens Königsstamme hervorgieng; dann den im Kampfe stäts gepriesenen Roger von Balnavill und Eugerland, und so die Helden alle nach der Reihe, an deren Ende der Jüngling Rinald bei den Lombardenbrüdern Sforza und Palamed und neben dem mutigen Otto stund, der jenen blanken Schild im blutigen Gefechte errang, auf dem ein nacktes Kind einer Schlange entglitt. Durch diesen Rinald waren all die Helden übertroffen, die sich im blanken Waffenschmucke vor Gottfried stellten. Den Jahren und dem kühnsten Hoffen war dieser Jüngling vorangeeilt, so daß bei ihm die Frucht erschien, als man erst auf Blüten hoffte. Groß und offen war seine Heldenstirne, und wenn er sie mit Wildheit kühn erhub, so schauten Aller Augen nur nach ihm. In edlem Waffenschmucke stund er da dem Kriegsgotte gleich. Und als jetzt Gottfrieds Gruß ihm ward, da stralte sein Auge in hohem Mute.

Mit staunendem Blicke betrachtete Guido der Sänger, der dem Herzoge Gottfried seinen wie eine Sonne strahlenden Schild nachtrug, diese hier vereinten hohen Helden, die sich alle fest und treu verbunden hatten. Den mächtigsten Eindruck machten Tankred und der mutige Rinald auf ihn, der dem väterlichen Herde an der Etsch entfloh und der Kriegstrommel folgte, die hin zum Osten rief. Guido schaute und schaute und konnte sich nicht satt sehen an den edlen Gestalten; und zum ersten Male gefiel ihm jetzt das Treiben eines Sängers nicht mehr allein. Ein Durst nach Thaten entbrannte glühend heiß in seiner Brust. Er wollte jetzt nicht mehr allein

Helden besingen, sondern selbst von Stunde an sich mühen jenen gleich zu werden. Zu enge ward es ihm jetzt auf dem weiten Plane; und wäre es in seiner Macht gestanden, er hätte im Augenblicke die Ritter und Pferde beflügelt um mit ihnen windschnell dahin zu eilen, wo Kristus einst den Martertod erlitten.

V

Als ob ein Wald von dichten Bäumen sproße,
so starrt von hohen Lanzen jedes Heer.
Schon sausen Schleudern, schwirren Wurfgeschoße;
der Bogen ist gespannt, gefällt der Speer.
Des Reiters Wut zeigt schon sich auf dem Rosse:
es rüstet sich zur Schlacht, dreht sich umher,
stampft, wiehert, bäumt sich wie von Kampfgier trunken,
sprüht aus geschwollnen Nüstern Dampf und Funken.

Tasso.

Auch diß neue Kreuzheer Bohemunds, das mit jenem des frommen Herzoges von Bouillon zusammengestoßen war, erkannte letzterem ungetheilt und gerne den Oberbefehl zu. Denn seine Thaten ließen in ihm einen Helden von seltenem Werthe erkennen. Gottfrieds unerschütterlicher Mut ward durch Behutsamkeit gemäßigt. Natur Erziehung und Zeitalter stimmten zusammen aus Gottfried einen großen Mann zu machen. Edle Freimütigkeit Menschenliebe Großmut und Verträglichkeit, diese Zierden seines Karakters, gewannen ihm alle Herzen. Seine erhabene Seele ward über Beleidigungen zwar unwillig, fühlte aber ein geheimes Vergnügen, wenn sich eine Gelegenheit zum Verzeihen bot. Jene unmerkbare Herrschaft, welche große Seelen über niedere haben, machte ihn so ohne seine Absicht und ohne Widerspruch zum Oberbe-

fehlshaber über ein unabsehbares Heer. Schon in seiner Jugend faßte er, wie man sagt, den Gedanken eine Reise in's heilige Land, und zwar nicht als Pilger, sondern als Rächer der hingeschlachteten Kristenheit zu machen. Eine damals seltene Kenntniß der deutschen und französischen Sprache setzte ihn auch in den Stand die Streitigkeiten, die unter den verschiedenen Kreuzfahrern oft genug vorkamen, fast stäts mit seltenem Glücke beizulegen. So erwarteten denn Alle von ihm das Zeichen zum weitern Vorrücken; doch wollte der Herzog erst Bohemunds Zurückkunft von Konstantinopel abwarten. Kaiser Alexius aber, dem Alles daran lag dieses stolzen Normannen geheime Gedanken zu erforschen und ihn zu bewegen vor Ankunft der übrigen Fürsten nach Asien überzusetzen, ließ ihn nicht so rasch von dannen ziehen. Nach dem Willen Gottfrieds gieng auch Tankred nach Konstantinopel ab um Bohemund zum Heere zurückzurufen. Zuversichtlich rechnete der griechische Kaiser auf Bohemunds Habsucht und hoffte ihm zu seinem Dienste zu gewinnen oder doch mindestens unschädlich zu machen. Anna Komnena erzählt, auf welche Weise ihr Vater Alexius unmittelbar auf die Sinne Bohemunds am meisten wirkte. Aus dem Berichte dieser Schriftstellerin damaliger Zeit geht hervor, daß ein Gemach im Palaste so vollständig mit Golde Silber und andern Kostbarkeiten angefüllt ward, daß man weder Boden noch Wände sehen konnte. Als nun Bohemund an der Thüre dieses Gemaches, die man geflißentlich offen gelaßen, vorüber schritt, rief er von dem Glanze geblendet aus „Besäße ich diese Schätze, so wäre ich längst Herr vieler Städte und Länder!“ Als nun ein lauernder Höfling ihm sagte, daß sie vom Kaiser für ihn bestimmt sein, ergoß sich Bohemund in Danksagungen und leistete den Leheneid.

Wie sein Vater, so trug auch er einen unersättlichen Golddurst und Ehrgeiz in der stolzen Brust, und der Geist sich zu bereichern und zu vergrößern stürmte um so stärker in ihm, weil die schönsten Hoffnungen, die ihm geblühet, plötzlich vereitelt und ihm nichts als sein Mut und sein Schwert übrig geblieben waren. Das sind nun furchtbare Waffen in den Händen dessen, der seine Leidenschaften als Rechte ansieht und kein anderes Gesetz, als die Überlegenheit des Stärkeren kennt, der die strafbarsten Handlungen mit dem Namen seiner Ahnen deckt und dem Plündern das Ansehen des Heldenmutes gibt, der im Äußerlichen sich den Schein der Rechtschaffenheit zu geben versteht und abwechselnd andächtig und ruchlos, demütig und stolz, verzagt und unerschrocken sein kann. So war dieser Bohemund, der mit der Gewandtheit eines Schauspielers sich in alle Rollen finden konnte. Er wuste, daß sein Vater Guiskard den Namen der Normannen durch seine Großthaten in Welschland so hoch erhoben hatte. Deshalb nahm er auch keinen Anstand nach den höchsten irdischen Würden, nach Zepter und Krone zu trachten. Er jauchzte daher im Stillen auf, als er sich in dem Besitze eines so außerordentlichen Geschenkes sah; denn er glaubte, der Kaiser halte ihn nun für vollkommen gewonnen. Daß ihm jetzt ein Gesuch versagt werden könne, daran dachte er gar nicht. Er verlangte daher nichts Geringeres als die Ernennung zum Großdomestikus: ein Amt, mit dem der Oberbefehl der gesammten Kriegsmacht des griechischen Reiches verknüpft war. Alexius aber war viel zu klug, als daß er seinem früher offenen, jetzt heimlichen Feinde solch eine Gewalt anvertraut hätte: denn früher hatte er diß hohe Amt selbst bekleidet und sich von demselben auf den Thron des Nikephorus Botaniates geschwungen. Er ant-

wortete daher dem kühnen Bohemund, daß es noch nicht Zeit sei ihm das Großdomestikat zu übertragen; er möge harren, bis ihn nach geleisteten Diensten die Stimme Aller treffen würde, weil es sonst den Anschein hätte, als verdanke er diesen hohen Posten allein seiner Gnade. Tankred, der seines Oheimes Verkehr mit dem Kaiser mißbilligte, floh als gemeiner Krieger aus Konstantinopel und entgieng so der Nothwendigkeit den Leheneid zu schwören. Auch der Graf von Toulouse, den man in der Hauptstadt mit allem Pompe aufgenommen, weigerte sich entschieden den Leheneid zu schwören. Er sei nicht gekommen, sagte der greise Krieger, um sich einen Herren zu geben oder für einen Andern zu streiten als für Kristus, um dessen Willen er Vaterland und Güter verlaßen. So gab es denn hin und wieder ernstliche Auftritte. Besonders bei der Eidesleistung des Herzoges Gottfried war ein französischer Graf so kühn zu dem Throne des griechischen Kaisers hinaufzusteigen und sich neben den Kaiser zu setzen. Alexius blickte erstaunt den Dreisten an; doch der hielt seinen Blick keck und trotzig aus. Und als ihm Balduin sein ungeeignetes Betragen verwies und ihn vom Throne herabführte, rief er einen zornglühenden Blick auf den Kaiser werfend: „Welch ein grober Mensch, der da sitzt, während so viele hohe und große Fürsten stehn.“ Ein Dolmetsch übersetzte dem Kaiser des französischen Ritters kühne Rede; doch Alexius beharrte ohne die mindeste Aufwallung zu verrathen in seinem majestätischen Schweigen.

Unter solchen stäten Reibungen erschien endlich der in Blüten duftende Mai, und nun stießen die Schaaren Gottfrieds von Bouillon, Bohemunds von Tarent und Roberts von Flandern mit den traurigen Überresten Peters des Einsiedlers zu Nikomedien, wo jener sie erwar-

tet hatte, zusammen. Freudig ward er von den Fürsten und Rittern aufgenommen, und mit großer Theilnahme hörte man seine Schilderung der Gefahren, die er bestanden, und der Unlenksamkeit, durch welche sich seine Schaaren in das Verderben gestürzt hätten. Mit brüderlicher Freigebigkeit half man seinem und seiner wenigen Begleiter Nothstande ab. Kaum waren ihre Bedürfnisse befriedigt, so zeigten diese Leute dem Herzoge Gottfried den Weg, den sie gegangen waren, und gelangten auf den entsetzlichen Schauplatz ihres Unglückes, auf die Ebene, wo der Sultan von Nizäa ein so grausames Blutbad unter ihnen angerichtet hatte. Noch war hier das Gras von schwarzem Blute bedeckt. Theils verfaulte, theils ausgedorrte Leichname, je nachdem die Hitze oder die Feuchtigkeit mehr oder weniger auf sie gewirkt hatte, lagen schauerlich auf einander geschichtet auf dem Blachfelde. Köpfe lagen neben Rümpfen, zu denen sie nicht gehörten, und in derselben Stellung, wie er im Kampfe gefallen war, lag mancher Krieger mit dem Gesichte bald erd- bald himmelwärts gerichtet über und unter den Trümmern von Harnischen, von zerbrochenen Schwertern, Lanzen, Pfeilen und Pferden. Die, welche diesem blutigen Treffen damals entgangen waren und jetzt wieder an dem schauerlichen Platze stunden, sprachen hier von ihren Thaten und von dem Verhängnisse, wie sie nach heldenmütiger Tapferkeit der Menge endlich weichen und unterliegen musten. Die Meisten, die hier mitgekämpft hatten, suchten auf dem Plane nach befreundeten Leichen und erkannten auch bald diesen bald jenen Gefallenen an seinem Rüstzeuge. Viele umstunden einen riesigen Todten, der auf einem Haufen erschlagener Feinde lag. Es war Fulkard von Orlean. Neben ihm lag die mit sieben Pfeilen durchbohrte Leiche des tapfern Walthers ohne Habe. Beide

erkannte man an ihren Wappenschildern, die sie fest in den erstarrten Händen hielten. Sie lagen auf der Stelle, wo den wallhoch aufgethürmten Leichen zufolge der Kampf am furchtbarsten gewütet hatte. Auch entdeckte man noch Spuren eines Baches von Blute, und Peter der Einsiedler rief in die grause Verwüstung blickend: „Hier häufte der schnaubende Sultan seine Schlachtopfer!“ Alle Umstehnden seufzten bange auf, und Thränen des Zornes, des Mitleides und der Rache wechselten schrecklich mit einander. Hand in Hand verschwuren sich die Ritter des Kreuzes auf dieser schauerlichen Schädelstätte zur blutigen Wiedervergeltung. Gottfried und Tankred, die einsahen, daß die Schuld dieses Unglückes rein auf den schlechten Anordnungen lastete, beweinten nicht blindlings wie ihre Krieger den Verlust der ersten Kreuzfahrer, sondern sannen mit männlichem Sinne durch bessere Einrichtungen die Wege sicherer zu machen. Sie suchten sich drei tausend Schanzgräber aus, die sie mit Beilen Schaufeln und Hauen bewaffneten, damit sie den Weg von Nikomedien nach Nizäa durch Gehölze und Felsen geräumig ebnen möchten. Man schritt sogleich an's Werk; und währendso die Fürsten die Straßen bahnen ließen, kniete Peter der Einsiedler auf einem von der Sonne beschienenen Hügel und betete in seinem frommen glühenden Gemüte mit gefalteten Händen um den Schutz des Himmels für das neue Kreuzheer. Thräne auf Thräne rann dem frommen Manne dabei über die sonnenverbrannten Wangen. Als er nach langer Andacht gestärkt sich erhub, war seine Freude, seine Überraschung unbeschreiblich. Denn als er sich zum Gehn wandte, stund plötzlich der schöne Sänger Guido an seiner Seite. Lange schon hatte der Jüngling hier und dort nach Peter dem Einsiedler gefragt und ihn aller Orte gesucht. Wie ein edler Vater, wie ein guter

Sohn umarmten sich die Beiden auf der Höhe. „O mein Sohn! was habe ich gelitten," rief Peter mit zitternder Stimme, „seit dem Augenblicke, als wir uns auf Bouillon gesehen!" Guido schwieg und blickte mit schaudernden Grauen auf das Schlachtfeld hinab. Ohne ferner ein Wort zu wechseln stiegen Beide von dem Hügel nieder, und als sie auf dem Platze ankamen, wo Gottfried und Tankred die Arbeiter mit wohlwollenden Worten zur raschen Ausführung ermunterten, blickte der Einsiedler von Freude ergriffen auf die wohlgeordneten Anstalten. „Ja, so muß es gehn," sprach er leise vor sich hin; und in diesem Augenblicke fühlte er, daß ohne Sachkenntniß glühender Eifer nicht hinreiche ein großes Unternehmen durchzuführen. Jetzt ward dicht an der Straße, welche die Kreuzfahrer nahmen, auf einer erhöhten Stelle ein eisernes Kreuz aufgerichtet, dem von Stunde zu Stunde in derselben Richtung theils hölzerne theils eiserne folgten. Sie sollten dem Nachtrabe als Wegweiser dienen. An solche Vorkehrungen hatte Peter nicht gedacht. Und als er hier in der schönsten Ordnung das Zweckmäßigste hervortreten sah, schlug er, als Gottfrieds Auge ihn traf, verlegen seinen Blick nieder. Den Grund errathend ergriff Gottfried wohlwollend Peters Hand und sagte: „Erhebet das Auge, frommer Mann. Das Scheitern Eures Unternehmens lag ja nicht an Euch, sondern an dem gewaltthätigen Ungehorsame Eurer zügellosen Haufen. Steht Gott uns bei, wird gewiß noch Alles glücklich enden." So sprechend drückte er warm des frommen Mannes Hand und schritt dann an Tankreds Seite gemeßenes Schrittes dahin. Mit gesenktem Auge folgte Guido den Fürsten nach. Peter gieng zu seinen Haufen zurück. Auf die Arbeiten, die Gottfried und Tankred aufgeboten, hinweisend machte er seine Leute aufmerksam, was durch eine zweck-

mäßige Ordnung vollbracht werden könne, und wie alles Unheil aus ihrer stäten Zwietracht und Unfolgsamkeit hervorgegangen sei. Dann erhub er ihren erstorbenen Mut durch die Hoffnung baldiger glänzender Siege, und wirkte auf diese Weise so gut er konnte.

Auf den geebneten Wegen langte das Kreuzheer ohne irgend ein Hinderniß am 5. des Maies vor Nizäa, jener berühmten an der Grenze des Reiches der seltschukischen Fürsten gelegenen Stadt an. Noch jetzt zeigen die Reste der Mauern von dem ehmaligen Umfange dieser einst so volkreichen Stadt, welche in einer fruchtbaren Ebene rings von Bergen umgeben an dem askanischen See liegt. Dieser See wehrte den Kreuzfahrern von der Westseite den Zugang; auf den übrigen Seiten aber war die Stadt von einer dicken mit vielen Thürmen versehenen Mauer sowie von einem tiefen und breiten Graben umgeben. Auch war die Besatzung eine gar tapfere, so daß zu einer völligen Belagerung geschritten werden muste. Wohl hätten sie die Stadt gerne erobert, eh noch die nachfolgenden Züge anlangten. Doch die Ritter, welche um die Stadt herum streiften und die Festungswerke wie die Menge der Thürme prüften, erkannten daraus, so wie aus der Entschlossenheit der Einwohner, welche die Geschoße der Kreuzfahrer mit einem dichten Pfeilhagel erwiderten, daß hier gleich mit Sturme zu beginnen all zu gewagt sein würde. Sie schlugen daher im Angesichte Nizäas ein Lager, und da in den ersten Augenblicken der seltschukische Beherrscher David Kilidsche Arslan abwesend war, konnten die Kreuzfahrer ungehindert zur Einschließung der Stadt schreiten. Gottfried von Bouillon, Graf Robert von Flandern und Hugo der Große lagerten auf der östlichen, die Schaaren Bohemunds unter Tankreds Befehle auf der nördlichen Seite der Stadt;

und die südliche nahm das Heer Raimunds von Toulouse ein.

Inzwischen waren Bohemund und Raimund, ungeachtet man ihnen einen Eilboten nach dem andern schickte, noch immer nicht angelangt. Der Mangel an Lebensmitteln stellte sich bald drückend ein, so daß man um viel Geld kein Brot haben konnte. Da giengen endlich Bohemund und Graf von Toulouse über die Meerenge und brachten Freude und Überfluß in Gottfrieds Lager. So stund denn das vereinte Kreuzheer vor Nizäa mit einer Macht von 600000 Streitern und mehr als 100000 Pferden, Priester, Greise, Weiber und Kinder, die auch eine ungeheure Zahl ausmachten, so wie diejenigen, welche in den Ebenen der Bulgarei und in Bithynien umkamen, oder welche durch die Mühseligkeiten des Weges und der Gefahren abgeschreckt nach der Heimat zurückkehrten, nicht gerechnet. Die oben genannte Schriftstellerin Anna drückt sich über die Menge der Kreuzfahrer in folgenden Worten aus „Wer die Anzahl der Kreuzfahrer wissen will, der zähle nur die Sterne, die an der Feste des Himmels glänzen, die Sandkörner, die des Meeres Ufer bedecken, die Blätter und Blumen, die der Frühling hervorbringt.“

Nach langer wohl überlegter Berathung der Feldherren begann endlich den 15. des Maies 1097 das Kreuzheer einen allgemeinen heftigen Sturm auf Nizäa, der bis tief in die Nacht hinein währte. Der Widerstand der Belagerten war deshalb so heftig, weil sie wusten, daß der Sultan mit fünfzig tausend Mann im Gebirge versteckt lag. Von beiden Seiten ward mit gleichem Heldenmute gekämpft. Fortwährend schleuderten die Kreuzritter aus ihren Wurfmaschinen Steine von zwei bis drei Zentner Schwere gegen die Mauern um sie zu zerschmettern. Doch auch die Thürme von Nizäa spien sieden-

des Fett, vergiftete Pfeile und geschmolzenes Blei über die anstürmenden Kristen aus. Auch fielen von Zeit zu Zeit riesige eiserne Hände herab, welche die Lebendigen und die Todten, die sich nahe an den Mauern befanden, wie die Fischangel den Fisch ergriffen und an Seilen rasch zur Mauer hinaufzogen. Eine solche erfaßte auch Guido am Gürtel, und schon sah er sich einige Schuh über der Erde erhoben, schon glaubte er sich verloren; da sauste Gottfrieds mächtiges Schwert, der den Angstruf seines Schildknappen vernommen, durch die Luft und hieb den Strick entzwei, der mit der Eisenhand sein Opfer gefaßt hatte. Dankend umfaßte Guido des Herzoges Knie, der ihn liebreich aufhub und ihm bedeutete, sich fest an seiner Seite zu halten. Als wären sie durch irgend einen geheimen Zauber gegen vergiftete Pfeile und siedendes Erz gesichert, kämpften Tankred und Rinald keine Gefahr scheuend auf den Sturmleitern. Doch wie Bienenschwärme tauchten dem Andrange wehrend immer neue Türken hinter den Ringmauern auf. Ein riesengroßer Sarazene, der noch mehr durch die Kraft seines Armes als durch die Länge seines Leibes auffiel, schoß einen Ritter nach dem andern nieder; und wenn die Belagerer für den Pfeilschuß zu nahe am Thurme stunden, so zerschmetterte er sie mit ungeheuern Steinen. Unter stäten Schmähungen, indem er sie Handwerker schalt und sie aufforderte von einem Kriege mit Männern abzustehn, die von Kindheit an gewohnt sein Pferde zu zähmen, den Wurfspieß zu führen, das Schwert nicht aus der Hand zu legen und nur von Beute zu leben, trieb er lange so sein Mordgeschäft. Zuletzt pries er Mahomed und lästerte Jesus. Die Kreuzträger, die von dem Erzfeinde solche Schmähreden und Gotteslästerungen hören musten, waren alle wütend. Ganze Haufen Pfeile

flogen daher nach jenem von wildem Hohne glühenden Sarazenen. Doch er drehte und wand sich so geschickt, daß ihn keiner traf. In seinem trotzigen Mute beharrend stieß er immer sündhaftere Gotteslästerungen hervor. „O daß diesen Gotteslästerer ein Blitz in den Abgrund schlüge!“ rief Guido, der mit dem Herzoge jetzt ganz nahe zu dem Thurme herangekommen war und schon zwei Mal vergebens einen Pfeil nach dem Haupte des lästernden Ungläubigen hinaufgeschickt hatte. Dicht an des Herzoges Seite sank jetzt abermals ein edler Ritter von dem Pfeile des Sarazenen durch den Hals geschoßen, und den Fall des Ritters begleitete das höhnende Gelächter des Riesen. Da stieg Gottfried dem Helden die Röthe der Entrüstung ins edle Angesicht. Schweigend nahm er Guido die Armbrust aus der Hand, zielte mit kaltem Ernste nach dem Frevler, der in dem nämlichen Augenblicke auch ihn auf's Korn genommen hatte, und drückte mit den Worten: „Gott sei dir gnädig“ ab. Sein Pfeil flog als Todesbote durch die Luft und durchbohrte in dem nächsten Augenblicke das Herz des Ungläubigen, der gleich einem Thiere brüllend über die Brustwehr stürzte. Die Kreuzritter jauchzten; doch die Ungläubigen über den Fall des Riesen furchtbar erbittert schleuderten aus ihren Wurfmaschinen viele unglückliche Gefangene entkleidet und blutig entstellt auf die schaudernden Ritter nieder, die darüber empört Alle, die einen Ausfall wagten, niederhieben und ihre abgeschlagenen Köpfe den Barbaren in Nizäa zu Hunderten über die Mauer warfen. Die Erbitterung des Kreuzheeres war so groß, daß der Sultan von Nizäa, der sich in dieser ungünstigen Stunde mit seinen Kriegern vom Gebirge herab auf die Belagerer warf, zu wilder Flucht in die Berge genöthigt ward. In den dichtesten Haufen focht Gottfried; sein langes Schlachtschwert schlug blutige

Furchen in die Massen der Feinde. Wie sein Schatten war Guido der Sänger stäts an seines Herren Seite, und wie er in der Heimat oft mit Meisterschaft die Harfe geschlagen, so schlug er auch jetzt mit dem Schwerte gar tapfer darein, so daß Gottfried fast seinen Todesstreich erhalten hätte, indem er über des Jünglinges Tapferkeit erfreut einige Zeit auf ihn hinblickte ohne selbst an Vertheidigung zu denken.

Es war ein furchtbares Gefecht. Schwerter klirrten, Schilde dröhnten. Die Sturm- und Schleudermaschinen keuchten, und der Schall der Hörner und Pauken übertönte das Wiehern der Rosse, den Todesschrei und das Röcheln der Sterbenden. Gottfrieds Brust und Nacken war ganz mit Blute übergoßen. Ob es das sein oder das der Feinde war, stund nicht zu unterscheiden; doch auch im letzten Falle zeigten sein glühender Blick und seine furchtbaren Schwertstreiche, daß es ihm nicht an Kraft gebreche noch lange als starker Kämpfer zu stehn. Wie dem, der ihm mit der Waffe in der Hand entgegentrat, sein Schwert tödtlich ward, so schützte er den um Hilfe und Gnade Flehenden. Bald hier bald dort tauchte des Herzoges wogender Helmbusch auf, und mitten in der lärmenden Schlacht stund er unter den Hieben und Stößen von Schwertern, Lanzen, Keulen, Ärten und Dolchen unversehrt wie ein Erzguß da. Erst das Dunkel der Nacht setzte dem gräulichen Würgen ein Ziel. Nach einer furchtbaren Niederlage war der racheschnaubende Sultan in die Gebirge geflohen, wo erst seine Streiter Zeit fanden ihre blutenden Wunden zu verbinden. Wie eine Eule vom unheimlichen nächtlichen Sitze schaute der seltschukische Beherrscher von den Klüften des Gebirges auf Nizäa nieder, über dessen Dächerrn eine leichte Brandhelle anfangs leise hinzuckte, doch plötzlich in riesigen Funken-

garben aufloderte. Er knirschte mit den Zähnen und staunte finster die Vergeltung an. Während so der blutgierige Sultan trüben Gedanken nachhieng, stund Gottfried mit seinem Bruder Balduin, mit dem alten Grafen Raimund von Toulouse, mit Tankred, Rinald und noch mehreren Andern über das günstige Geschick des verwichenen Tages sich besprechend in seinem Zelte. Nizäa war dem Falle nahe; und als eben jeder der dort Versammelten seine Meinung abgab, dröhnte plötzlich ein furchtbar rollendes Gepolter durch die Nacht gleich einem Erdbeben, das den Boden durch donnernde Stöße zum Wanken bringt. Alle Schläfer im Kristenlager schauerten aus der Ruhe auf und blickten erstaunt nach Nizäas Mauern hin, von denen auf der nördlichen Seite eine riesige Feuersäule in wirbelndem Kreißel zu dem dunkeln Nachthimmel emporstieg. Wilde Freude im Gesichte eilte jetzt Bohemund in Gottfrieds Zelt, und nach der Feuersäule hindeutend rief er mit stolzem Lachen „Auf zum Sturme! Ich habe euch eine Lücke in die Mauer gemacht.“ Durch fortwährendes Abschießen von brennenden Pfeilen war es nämlich gelungen den höchsten Thurm in Brand zu stecken; und da gab der stolze Normannenfürst nicht nach, bis seine Reisigen durch ihre Wurfmaschinen den Thurm zum Sturze brachten, wodurch dann eine ungeheure Bresche in der Mauer entstund. Besonnener als Bohemund billigte Gottfried das nächtliche Sturmläuten nicht, und da seine Frage, ob wohl einer der Ritter Zweifel hege, daß Nizäa am andern Tage fallen müße, allgemein mit Nein beantwortet ward, drang Bohemunds Wille nicht durch. Nach Ausstellung tapferer Wachen legten sich Alle zu kurzer Ruhe nieder.

Als Gottfried allein war, rief er seinen Schildknappen herbei und sagte ihm manches Wort des Lobes über seinen

am verwichenen Tage bewiesenen Mut. Als der Jüngling seinem fürstlichen Herren, der ihn von der verhängnißvollen eisernen Hand befreit hatte, nach seiner kindlichen Weise dann dankte, sagte Gottfried: „Still still, lieber Sohn, im Kriege ist Jeder des Andern Bruder. Wer weiß, ob auch du mir nicht ein Mal einen gleichen Dienst erweisest.“ Bei diesen Worten erglühten mächtig des Jünglinges Wangen, und von einem erhebenden Gefühle ergriffen rief er: „O mein Herzog, möchte mir doch ein solches Verdienst werden! Ich gäbe ja gerne in solch einem Augenblicke mein Leben hin.“ Was der Jüngling sprach, kam ihm aus dem Herzen. Deutlich sah es der Herzog aus seinem reinen glänzenden Blicke und aus seiner hoch gehobenen Brust. Wohl erfahren in der Schule des Lebens wußte er vor Allen leicht das Wahre vom Erkünstelten zu unterscheiden. Überall, er mochte eine Saite des Gefühles oder des Verstandes bei Guido anschlagen, stieß er nur auf Wahrheit. Deshalb gewann er auch seinen schönen Knappen mit jedem Tage lieber. Besonders war er in seiner Achtung gestiegen, seit er ihn so furchtlos unter hundert Todesgefahren fechten gesehen. Er neigte sich daher, als derselbe so sprach, lächelnd zu ihm und sagte „Bist noch zu jung, lieber Guido, als daß dich der Tod schon ereilen sollte. Schöne Hoffnungen winken dir in der nächsten Zukunft. Deshalb lebe, mein Sohn, und werd glücklich.“

„Wie Gott will,“ sagte Guido schwermütig.

„Ja, wie Gott will,“ sprach der fromme Herzog mit feierlichem Ernste. „Es ist das Schönste, was du mir entgegnen konntest,“ sagte er gerührt; „und der gütige Gott, in dessen allmächtigen Willen du dein frommes Gemüt empfiehlst, wird dich auch schirmen und nach mancher rühmlichen That als Ritter zu deinen Lieben in die Hei,

mat zurückkehren laßen.“ Das Wort Heimat durchzuckte des Jünglinges zart empfindende Seele. Er sah die Mutter mit dem greisen Haupte am Spinnrocken sitzen, sah Klärchen, wie sie trauernd vor dem laubumrankten Häuschen stund und in jener Richtung in die Ferne blickte, die das Kreuzheer genommen. Er dachte sich's, wie es der Herzog eben ausgesprochen, wenn er als Ritter plötzlich heimkehrte. Sich immer mehr in diesen wachen Träumen verlierend sank er plötzlich vor dem Herzoge, der ihn lächelnd beobachtete, auf ein Knie nieder, senkte das Haupt und küßte seines fürstlichen Gönners Hand, als sollte er sogleich von ihm den Ritterschlag empfangen. Schon damals, als Gottfried auf Bouillon an dem Häuschen, das Guidos Mutter bewohnte, sein schäumendes Roß anhielt und seinen Lieblingssänger abrief, ersah er, als Guido von dem trauernden Klärchen Abschied nahm, nur zu genau, daß in den Herzen dieser Jugendgespielen ein sanftes Feuer edler Liebe Wurzel gefaßt habe, und schon damals dachte der milde fürstliche Herr zur rechten Zeit einst Beider Glück zu gründen. Ob aber Guido, der so kühn im Streite focht, aus den Gefahren des Morgenlandes unversehrt zurückkehren würde, das war eine gar ernste Frage. Aus diesem Grunde sprach der kluge Gottfried seine gemachten Beobachtungen nicht aus, und den vor ihm Knienden mit sanfter Gewalt erhebend, drückte er den Wunsch aus, er möge ihm zu dem Spiele seiner Schoßharfe ein Lied aus der Heimat singen. „Die lieben heimischen Laute erfreuen mich stäts,“ sprach er den Helm abnehmend und legte sich, während Guido seine Harfe stimmte, von der Arbeit des Tages müde auf sein Feldbette. Nach einem kurzen Vorspiele begann der Sänger. Ein Lied, das Treue und Liebe zur Heimat aussprach, entschwebte in rührenden Lauten seinen Lippen. Eh er

geendet, verkündeten des Herzoges tiefe Athemzüge, daß er eingeschlummert sei. Langsam lehnte er seine Harfe zur Seite, schritt dann leise zu dem schlummernden Herzoge hin und drückte einen noch leisern Kuß auf seine Heldenstirne. Dann streckte auch er sich auf sein Lager, das aus Wilddecken bestund, nieder; doch der Schlaf floh ihn lange. Die Worte des Herzoges, daß er als Ritter zu den Lieben in die Heimat zurückkehren würde, gewannen immer mehr Raum in seiner durchstürmten Seele, und ernstlich gelobte es sich der feurige Jüngling bei nächster Gelegenheit Alles aufzubieten, um sich nach und nach des Ritterschlages würdig zu-zeigen. Hatten die Jünglinge Tankred und Rinald gleich Anfangs einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, so ward dieser jetzt noch gehoben durch die Worte des Herzoges von Bouillon. So sehr er sich auch mühte wenigstens einen kurzen Schlaf herbei zu rufen, so gelang es ihm doch immer nicht; denn sein immer mächtiger auflodernder Mut wünschte sehnsüchtig das Morgenroth herbei. Nizäa muste fallen! So hatte es Guido von den Fürsten gehört; doch sollte es nach Aller Meinung noch einen heißen Kampf kosten, und in diesem Streite beschloß der begeisterte Jüngling sich der Gnade des Herzoges würdig zu zeigen. Unter solchen wachen Träumen schwand dem aufgeregten Guido Stunde an Stunde hin. Von Zeit zu Zeit blickte er aus dem Zelte über die größten Theiles schlafenden Krieger hin. Da hörte er die Meldung, daß unter dem Befehle des kaiserlichen Begleiters Butumides eine griechische Flotte gelandet sei. „Ganz überflüßig" hörte er den Ritter, dem die Meldung zugekommen, in unwilliger Weise antworten; „diß Steinnest wäre ja ohnediß im Angesicht des nächsten Tages in unsere Hände gefallen." Diesem Ritter, der so sprach, stimmten die Andern bei und schalten den ruhm-

süchtigen Alexius, der stäts an schon erfochtenen Siegen Theil haben wollte. Hätten sie aber nur eine Ahndung von der griechischen List gehabt, so würden sie zur Stunde den schlummernden Gottfried aufgeweckt und um die Erlaubniß zum Sturme auf Nizäa nachgesucht haben; so aber harrten sie guter Hoffnungen voll des kommenden Morgens.

Endlich stieg in wolkenloser Pracht die Sonne herauf, und mit ihrem Auftauchen riefen die Hörner und Trommeln das Kreuzheer zum letzten Sturme auf Nizäa. Gleich einem Walde von dichten Bäumen starrten die hohen Lanzen aus den geordneten Heereshaufen empor und die Führer riefen die Knappen an die Schleudern und Wurfgeschoße. Die Bogenschützen legten die Bolzen auf die gespannten Armbrüste; die gepanzerten Reiter senkten zum Angriffe die Lanzen und konnten ihre wilden Hengste, die wie von Kampfbegier trunken sich wiehernd bäumten und die Erde stampften, kaum mehr bändigen. Jetzt gab Herzog Gottfried mit dem erhobenen gewaltigen Schlachtschwerte das Zeichen zum Sturme, als plötzlich auch von den Mauertrümmern Nizäas Paukendonner und Trompetenschall ertönte und auf allen Thürmen wie durch Zauberschlag griechische Fahnen niederwehten. Mit wildem empörtem Gemüte hielten die Kreuzfahrer in der Sturmeile ihres Laufes an und ließen Butumides, den verschmitzten Vertrauten des griechischen Kaisers, fragen, ob sie es denn mit ihm zu schaffen hätten. Dieser antwortete, daß sich die Stadt dem Kaiser ergeben habe und ihnen nichts weiter zu thun übrig bleibe, als die Belohnung, die ihnen des Kaisers Gnade zuwenden würde, zu erwarten. Die Besatzung, welche die Rache der Kreuzritter gefürchtet, hatte nämlich dem Butumides ihre Bereitwilligkeit erklärt sich ohne Verzug dem griechischen Kaiser,

dem alten Herren dieser Stadt, zu ergeben. Von der Wasserseite ward nun Butumides mit seinen Leuten auf geheimen Wegen eingelaßen, der in dem Augenblicke, in welchem das mutige Kreuzheer sich schon als Nizäas Herren betrachtete, ihm den Siegeskranz entriß. Bei dieser niedrigen List, die besonders der gemeine Mann mit dem Namen Verrätherei belegte, waren Alle auf das Äußerste empört, und als gienge die Wut der Reiter auch auf die Rosse über, so schlugen sie um sich, bißen schäumend in des Zaumes Stange und wollten sich nicht halten laßen. „Stürmt, stürmt!“ riefen tausend Stimmen, und tausend krampfhaft zuckende Arme schwangen die Schwerter und Lanzen und wollten trotz der aufgesteckten griechischen Fahnen vom Sturme nicht ablaßen; doch auf Gottfrieds Wink stunden Alle wie gebannt.

VI

Gottfried der Held, der, als der Sarazene
am Bathis zahllos seine Sklavenhorden
auf Kristis Streiter warf, zum grausen Morden,
mit Wutgebrülle schüttelnd seine Mähne
der Ritter Ruhm schon auszulöschen dachte,
auf hohem Roß mit eingelegter Lanze
daher gesprengt im lichten Waffenglanze
das weite Kampfgefilde überwachte
(und nun begann das blut'ge wilde Schlagen):
Gottfried, der kühn im dichten Schwertertanze
als Held rang nach dem stolzen Siegeskranze,
der unter denen, die gar Kühnes wagen,
das Kühnste thut und fort in Felsenschluchten
den Sultan Arslan treibet, den Verruchten,
der sinkt verwundet hin in Waldesgrauen
nach männlich ernstem Streit mit einem Ungethüme,
das er erschlug trotz seinem Ungestüme.
Und Allen, die den Herzog blutend schauen,

erbebt die Brust vor Schmerz und stillem Bangen.
Es beten für den Herzog, für den Braven
die Weiber Kinder Ritter Fürsten Grafen.
Da stillt der Himmel gnädig ihr Verlangen;
denn plötzlich schlägt aus tiefer Ohnmacht Nächten
der Held die Augen auf. Heil dem Gerechten!

Die im Sturme Begriffenen von Nizäa abzuhalten wäre kaum einem Heere von hundert Tausenden möglich gewesen. Doch all diese Empörten hielt ein einziger gebietender Wink des Herzoges von Bouillon, der auf dem stolzen Hengste voranritt, im Laufe auf. Tückisch boshaft war es, daß man den Belagerern nicht ein Mal die Ehre ließ die Früchte ihrer erstaunlichen Bemühungen, die Ehre des heißen Sieges, einzuärnten. Das fühlte der Herzog, wie ihn auch die krummen und verdeckten Wege, deren sich Alexius stäts bediente, treulose Absichten vermuten ließen. Wild hub daher der beleidigte Fürst die Stirne, und die Ungläubigen die jetzt die Blitze seines Auges und das drohende Schütteln seines Lockenhauptes sahen, erbleichten und däuchten sich auch unter dem griechischen Schutze nicht sicher. Butumides verschwand auf der Mauer; doch Herzog Gottfried kämpfte mit männlicher Kraft die gerechte Empörung seiner Seele nieder. Kalt und strenge blickte er, als gleich darauf der schlaue Butumides mit seinem glänzenden Gefolge vor ihm erschien, diesen an, und als er von den für ihn bereit stehnden Geschenken sprach, verzog Gottfried verächtlich die Lippen und sagte, er möge die Geschenke denen reichen, die Lust hätten solche zu besitzen; er sei durch die Eroberung Nizäas, an dessen Mauern mancher seiner wackersten Ritter sein Blut verspritzt, hinlänglich belohnt. Die meisten Ritter wiesen gleich Gottfried die Geschenke des Kaisers zurück; und als nun auch die Sultanin,

welche die Kreuzfahrer gefangen hatten, von Butumides in Schutz genommen und unter sicherer Bedeckung nach Konstantinopel gebracht ward, stieg die Erbitterung auf das Höchste, so daß die Führer ihre Untergebenen kaum mehr besänftigen konnten. So hatte denn das Kreuzheer von der Belagerung von Nizäa keinen andern unmittelbaren Vortheil, als daß es durch die Gefangenen von Peters des Einsiedlers Schaaren, die in der Stadt aufgefunden wurden, vermehrt ward. Unwille erfüllte daher die Gemüter der Fürsten, wilder Zorn die Herzen der Menge, und sie verlangten einstimmig gegen die Stadt geführt zu werden, um die falschen Griechen zu vertreiben. Gottfried von Bouillon hatte aber zusehr den großen Zweck des Zuges im Auge, als daß er es auf's Äußerste kommen laßen wollte. Doch erinnerte er Butumides, daß dem Vertrage zu Folge die eroberten Städte allerdings Alexius, die Beute aber dem Kreuzheere zufallen sollte. In geübtem feinem Höflingstone entgegnete Butumides, es könne ja nicht von Eroberung die Rede sein, weil des Reiches vormalige Unterthanen sich ihrem rechtmäßigen Beherrscher freiwillig unterworfen hätten. Gerne hätte Gottfried dieser glatten Schlange gehörig geantwortet; doch er unterließ es um den Seinen, die ihn umstunden, die Galle nicht noch gewaltiger in's erhitzte Blut zu jagen. Die Unentbehrlichkeit des guten Willens des Kaisers das Kreuzheer mit Lebensmitteln zu versehen, bewog nach langem Hin- und Herreden die Fürsten der Einladung des Kaisers, sich vor ihrem Aufbruche bei ihm zu Pelekanum zu verabschieden, nachzukommen. Besonders munterte Bohemund die Ritter dazu auf, weil mit dieser Einladung Alexius die Hoffnung auf reiche Geschenke verknüpft war. Das Vertrauen in die Aufrichtigkeit des Kaisers war nach solchen Vorgängen bei der Mehrzahl der Fürsten unwie-

verbringlich dahin. Um aber ihr kühnes Unternehmen auszuführen durften sie es mit dem morgenländischen Kaiser nicht ganz verderben. Sie giengen daher, wenn auch der Groll ihrer Herzen mit finstern Zügen auf ihren Gesichtern stund, nach Pelekanum. Als sie dort ankamen, verlangte der Kaiser von denjenigen Herren, die noch nicht geschworen hatten, den Leheneid. Alle schwuren bis auf Tankred, der bestimmt erklärte, daß er außer seinem Oheime Bohemund Niemande verpflichtet sei. Diese Widersetzlichkeit erzürnte die anwesenden Verwandten und Großen des Kaisers. Da sie aber über den unehrerbietigen Fremdling, wie sie ihn nannten, laut zu murren begannen, ergrimmte auch Tankred und rief dem Kaiser fest in das zürnende Auge blickend „Wenn du mir diß dein Zelt mit so vielem Golde, als es faßt, gäbest und dazu das Doppelte von dem fügtest, was du jedem der Grafen und Edeln bereits geschenkt, so würde ich mich dennoch nicht herbeilaßen dir den verlangten Eid zu leisten.“ Auf diese Worte Tankreds drückte einer der Großen aus dem Geschlechte der Paläologen seine Entrüstung über diese Rede so hart aus, daß Tankred in Wut gerieth, das Schwert aus der Scheide riß und den Höfling sicher durchbohrt hätte, wenn sich nicht der Kaiser von dem Throne erhoben und Ruhe gebietend dazwischen getreten wäre. Noch immer hielt Tankred das bloße Schwert in der vor Zorne bebenden Faust; und erst als Bohemund begütigend zu ihm trat, stieß er es wieder in die Scheide zurück. Viele Fürsten sammelten sich nun um ihn und ließen nicht nach ihn auf den großen heiligen Zweck des Zuges hinzuweisen, zu dessen Gelingen der Beistand des Kaisers unerläßlich erscheine, bis er den so hartnäckig verweigerten Eid endlich doch schwur.

Sie mit Geschenken überhäufend entließ der Kaiser da-

rauf die Fürsten des Kreuzheeres. Doch blieb er bei seiner Weigerung ihnen in eigener Person zu folgen. Er gab ihnen aber Tatitius, den Mann ohne Nase, mit seinen Griechen bei, um so an dem Ruhme ihrer Unternehmungen überall Theil zu haben, eigentlich aber um ihre Handlungen auszukundschaften und von ihnen die Städte in Besitz zu nehmen, die sie erobern würden. Peter der Einsiedler sah den Türkenkopf des Tatitius, eines ehmaligen Muselmanen, mit keinen freundlichen Blicken an, und manchem Helden stiegen bittere Bemerkungen über die Ränkesucht des Kaisers von Konstantinopel in der gekränkten Seele auf. Mancher Familienvater dachte an die Liebespfänder, die er in der Heimat verlaßen, mit Wehmut zurück; denn Keiner von denen, die auf der Kirchenversammlung von Klairmont das Kreuz genommen, dachte damals daran, daß der Kaiser Alexius, der das Abendland mit so rührender Bitte um Hilfe anflehen ließ, sich gegen die, welche häuslichem Glücke entsagten um der bedrängten Kristenheit des Morgenlandes als Retter zu erscheinen, so falsch benehmen würde. Manche Thräne der Reue fiel da aus lautern Herzen; doch der Gedanke bald die Gottesstadt Jerusalem zu schauen richtete Alle wieder auf.

Am 29. des Junis brach nun das Kreuzheer von Nizäa auf. Unzählige Lastthiere trugen die Lebensmittel nach, weil ein gar unfruchtbares Gebirgsland zu durchziehen war, bevor man in reichere Gegenden kam. Jerusalem lag noch ferne. Kilidsche Arslan aber war ernstlich darauf bedacht in dem Blute der Kristen seine Rache zu ersticken. Er verließ daher seinen Hauptsitz, zog mit dem Rufe „Zu den Waffen!" durch seine Staaten und bildete ein furchtbares Heer. Auch ließ er an alle arabische, türkische und persische Fürsten seine Bitte ergehn

ihren Beistand zu beschleunigen. Diese thaten so, und in kurzer Zeit waren so viele Emire mit ihren Horden beisammen, daß der Sultan von Nizäa ein Heer von 200000 Mann aufstellen konnte. Es war diß Heer um so furchtbarer, weil es meistens aus Reitern bestund. Als unsichtbarer Feind begleitete dieser Sultan das Kreuzheer, indem er über die Gebirge stieg und sich durch Hohlwege wand, die er so gut wie die Grenzen seines Reiches kannte. Nichts ahndend war das Kreuzheer in enger Verbindung fortgezogen, als sich am dritten Tage die Normannen Italiens und Frankreichs, Herzog Robert, die Fürsten Bohemund und Tankred, Stephan von Blois und Hugo von St Pol deshalb, weil es an hinreichenden Weideplätzen für die Reiterei und das Zugvieh mangelte, von dem Hauptheere trennten. Sie zogen, während sich Gottfried von Bouillon mit seinen Streitern in die schöne Ebene von Doryläum hinabzog, in das von dem Fluße Bathys durchschnittene Thal Gorgoni, und indem sie gleichfalls Doryläum zum Richtpunkte ihres Märsches machten, trennte sie ein gewaltiger Berg von Gottfrieds stärkerm Heere. Unbesorgt schlugen Bohemunds Schaaren an dem rechten Ufer dieses waßerreichen Stromes ihr Lager auf. Während sie hier ungestört von den Mühseligkeiten auszuruhen gedachten, schlich der Sultan von der Trennung des Kreuzzuges unterrichtet mit seinen dichten Haufen langsam vom Gebirge herab, um jene in ihrer Sorglosigkeit anzugreifen. Da vernahmen die auf dem üppigen Rasen Gelagerten plötzlich dumpfes Panzergetöse und das Stampfen und Wiehern der Rosse. Einen feindlichen Überfall ahndend schickte Bohemund sogleich Kundschafter aus. Reitende Boten flogen auf seinen Befehl über den Berg um den Herzog von der Bewegung der feindlichen Reiterei zu benachrichten. Das

Lager ward von einer Wagenburg umgeben. Links derselben stellte sich Tankred, rechts der Herzog zur Bewachung der Flußübergänge auf. Der Fürst von Tarent nahm rückwärts seine Stellung, so daß er Beiden nach Erfordernisse der Umstände Hilfe senden konnte. In dieser Stellung brachten die Kristen in stäter Erwartung der Feinde die Nacht hin. Die zum Kampfe untüchtigen Greise, Weiber und Kinder knieten hinter der schützenden Wagenburg und flehten in bangem Vorgefühle den Himmel an, daß er sie vor dem wilden Überfalle der Ungläubigen schirmen möge. Ein wie mit Blute gefärbtes Morgenroth brach endlich an, und eh noch der feurige Sonnenball über den steilen Gebirgshöhen sich erhub, rückte durch die Morgendämmerung das zahllose Türkenheer heran. Ihre langsame Annäherung verkündete ein hohler drohender Klang. Durch das dumpfe verworrene Getöse erschreckt klammerten sich die Kinder still weinend an die Nacken der angstvoll blickenden Mütter an. Auch die Greise zogen ihre Töchter und Enkel in der bangen Befürchtung, sie bald zu verlieren, an die kummervollen Herzen. Während dessen hatte sich das Türkenheer auf Bogenschußweite genähert. Als nun das dumpfe Getöse immer lauter ward, rief Tankred einen kühnen Blick auf die Herannahenden werfend „Die Wespen fangen an zu summen; faßet die Schwerter fester an, Freunde; sie werden euch bald ihre Stacheln fühlen laßen." Kaum hatte der Mutige so gesprochen, als die Türken ein so entsetzliches Kriegsgeschrei erhuben, daß die Herzen ihrer Gegner erbebten und die Weiber und Kinder hinter der Wagenburg in lauten Jammer ausbrachen. Da pfiff und rauschte ein niederschmetternder Hagel von Pfeilen die Luft verfinsternd heran, und zwar so schnell auf einander folgend, daß, wer dem ersten Pfeilregen entgieng, von dem nächsten getroffen

ward. Schild, Harnisch und Helm schützte die Kreuzfahrer zwar noch einiger Maßen; doch ihre Pferde waren fast alle verwundet. Viele erdrückten im Falle ihre Reiter, andere bäumten sich hoch und wieherten vor Wut und Schmerzen, so daß sich allenthalben Tod und Verderben bringende Verwirrung einzustellen begann. Die Kristen, die nur eine geringe Zahl von Bogen- und Armbrustschützen hatten und sich daher lediglich auf Schwert und Lanze verlaßen musten, fanden es für zweckdienlicher auf den Feind loszugehn und ihn zu einem Kampfe Mann gegen Mann zu zwingen. Mit männlicher Unerschrockenheit überschritten demzufolge Tankred und Robert von der Normandie den Fluß und stürmten von Kampfbegier fortgerißen dem Feinde entgegen. Die Türken aber ließen sich in kein Handgemenge ein, sprengten zurück, kehrten wieder, und ermüdeten so durch eine Art des Kampfes, an den weder die Kreuzritter noch ihre schweren Pferde gewöhnt waren. Während dieser windschnellen Bewegungen schoßen die Türken in kurzen Unterbrechungen ihre vergifteten Pfeile mit Tod bringender Sicherheit ab, so daß bald über fünfzig Lanzenträger an des tapfern Roberts Seite nieder sanken, bis er selbst mit dem Schmerzenspfeile in der Brust fiel, um nie mehr aufzustehn. Wie ein angeschoßener Eber hatte Tankreds Bruder, der unerschrockene Wilhelm, bis dahin gefochten. Doch auch seine Heldenlaufbahn gieng zu Ende, und das Schlachtfeld, das schon das Blut so vieler Edeln getrunken, sog auch das seine ein. Tankred selbst hatte in dem Wüten der Schlacht seine Lanze verloren. Sein Schwert aber war so schartig und ausgebraucht, daß er keine Todeswunde mehr schlagen konnte. Von jauchzenden Feinden umringt hielt auch er sich für verloren. Da stürmte Bohemund Rüstung und Antlitz von dem Blute erschlagener Feinde bespritzt

wie ein Würgengel herbei und rettete dem mit verklärtem Blicke kämpfenden Verwandten das Heldenleben. Über zwei tausend Kreuzritter waren bis dahin gefallen; doch sie hatten mit ewig denkwürdigem Ruhme gefochten und würden unter den Feinden noch mehr Zerstörung angerichtet haben, wenn diese nicht durch immer neue Schaaren verstärkt herangerückt wären. Als der Sultan erfuhr, daß jetzt die Pfeile zum fernern Streite nicht mehr hinreichten, ließ er zum allgemeinen Angriffe blasen und brach so unvermutet in das Kristenlager ein. Was dem Sarazenensäbel vorkam, ward nieder gehauen; denn in diesem Gedränge Gefangene zu machen, daran konnte nicht gedacht werden. Nur einzelne schöne Kristenfrauen wurden von den Ungläubigen fortgerißen um dem Harem des Sultanes zur Zierde zu dienen. Vor Zorne knirschend ließ ihnen aber Bohemund keine Zeit die Jammernden dahin zu führen, sondern rang ihnen mit gewaffneter Hand die zitternde Beute wieder ab. Jetzt ward der furchtbare Kampf allgemein, und von der Übermacht geworfen wichen die Kristen. Da riß der Herzog von der Normandie dem zaghaften Träger die Kreuzesfahne aus der Hand mit Entschloßenheit rufend „Gott will es haben!" und stürzte mit einem Mute, den nur Verzweiflung geben kann, in die dichtesten Reihen des Feindes. Als erstes Opfer seines wilden Grimmes fiel ein stolzer Emir. Die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und sein Geschrei rief die Kristen bald wieder zum Kampfe. Alle begannen sich um ihn zu schaaren. „Wohin flieht ihr?" schrie er mit furchtbarer Stimme. „Sehet ihr nicht, daß ihre Rosse schneller sind als die unsern? Steht daher; ich will euch einen Weg zeigen, der sicherer ist als feige Flucht." So rief er und seine wilde Hitze raste durch die Reihen der Sarazenen. Doch was die Bogen und

Säbel der Ungläubigen noch nicht vollbracht hatten, vollendete nun die Natur. Brennend fiel die Sonne auf die Scheitel der müden Kämpfer nieder. Wasser mangelte, um den glühenden Durst zu kühlen. Das Auge umnebelte der Staub, Bach und Morast hemmte das Vorschreiten. Die Weiber, welche in diesen furchtbaren Augenblicken die Fassung nicht verloren, trugen den erschöpften Männern Bachwasser herzu. Nur die kühnsten und stärksten Kämpfer setzten das Treffen noch fort; die Meisten aber erwarteten stumpfsinnig das Ende ihrer Unternehmungen. Bohemund sah sich unter solchen Umständen genöthigt sich in die Wagenburg zurückzuziehen, aus der er jedoch erst die schon eingedrungenen Türken, welche Weiber, Kinder und Greise auf eine Schrecken erregende Art zu morden begannen, vertreiben muste. Mit wildem Siegesgejauchze umschloß nun die ganze furchtbare Macht des Sultanes die Wagenburg. Da gaben auch die unverzagtesten Männer Alles verloren und bereiteten sich zum Tode. Die Priester beteten laut und flehten Gott der Heerschaaren um Beistand an; die Weiber und Kinder mengten ihr Wehgeheul in das Todesröcheln der Gefallenen.

Der finstere Augenblick war gekommen, der Allen den Tod geben sollte. Die Wagenburg wankte und das letzte Fünkchen der Hoffnung erlosch. In diesem fürchterlichen Augenblicke stiegen auf den Höhen, hinter welchen die Hauptmacht der Kreuzfahrer gelagert war, mächtige Staubwolken auf. Fahnen wehten, Panzer blitzten und ein weit ausgedehntes schnell sich herab bewegendes Heer von Rittern ward sichtbar. Mit sechszig tausend Reitern flogen Gottfried und Hugo der Große herbei. Raimund von Toulouse jagte mit seinen Reitern und Fußknechten nach. Adhemar führte den Nachtrab und das Gepäcke

den kürzesten Weg durch das Gebirge. Mit eingelegter Lanze sprengte Gottfried von Bouillon auf dem schaumbedeckten Rosse dem stattlichen Ritterzuge voraus. Wie die Mähne den Leuen, so umflatterte die Lockenfülle seines Hauptes sein Heldenantlitz. Die in der Wagenburg eingeschlossenen Kristen fortwährend von giftigen Pfeilen überschüttet sahen in ihm einen rettenden Engel des gnädigen Gottes. Noch ein Mal erhub sich glühend ihr Mut; der des Sultanes begann zu wanken. Er ließ zum Rückzuge blasen und flüchtete rasch über den Strom. Doch wie ein Gewitter rückten Gottfried von Bouillon, Hugo von Vermandois, Robert von Flandern und Raimund von Toulouse mit ihren Geschwadern und befreiten Brüdern ihnen nach. Die Geistlichen und die Heerführer mahnten die Kämpfer an das Kreuz, und der Erzbischof Adhemar, der in weißem weit leuchtendem Gewande hoch zu Pferde saß, ertheilte der ganzen Versammlung den Segen. Alle stürzten sich dann mit dem einstimmigen Rufe, der einem brausenden Sturme glich „Gott will es haben!“ in die Schlacht. „Gott will es haben!“ rief auch der Wiederhall durch Berg und Thal, und die Sarazenen, denen es an Pfeilen gebrach, hatten keine überlegene Vortheile mehr. Die frische Kraft siegte nun über die durch den frühern Kampf bereits geschwächte. Der Graf von Toulouse trennte ihre blutdürstigen Schaaren, die sich durch die Stahlsaat von Lanzen und Schwertern bald keinen Ausweg mehr bahnen konnten. Um den Sieg schnell zu beenden fiel jetzt auch Adhemar Alles vor sich nieder werfend in den Rücken der Ungläubigen, die von entnervendem Schrecken erfaßt in wilder Flucht ihr Heil suchten, wobei ihnen die Behendigkeit ihrer Rosse allein zu Statten kam. Einige Führer des Kreuzzuges mit ihren Haufen folgten ihnen bis weit über ihr

Lager hinaus, das mit all der unermeßlichen Beute an Gold und Silber, an Waffen, Maulthieren, Kameelen und Lebensmitteln den Kreuzfahrern in die Hände fiel.

Dieser Sieg des Kristenheeres brach die Kraft des mohamedanischen Beherschers von Kleinasien. Es sollen an diesem Tage gegen drei tausend größere und kleinere Häuptlinge gefallen sein. Die Niederlage, welche Davud Kilidsche Arslan erlitt, war so ungeheuer, so daß er in der nächsten Zeit nicht wagen durfte sich in ein großes Unternehmen einzulaßen.

Das Kristenheer hatte vier tausend Mann eingebüßt, und außer den Grafen Robert und Wilhelm ward auch Gottfried von Aigremont allgemein betrauert. Das Unglaubliche war geschehen und der Sieg über den weit überlegenen Feind erfochten. Die Priester stimmten Loblieder an, die Geretteten sanken sich wonnetrunken an die von den Todesschrecken noch bebenden Herzen. Männer, Weiber und Kinder drängten sich schaarenweise zu Gottfried, dem Retter aus Todesnoth, hin und fühlten sich glücklich, wenn sie seine Hand und Feldbinde küssen oder nur seinen Harnisch oder sein Pferd berühren konnten. Die Freude war allgemein, und die der Beute sich jetzt bemächtigenden Sieger riefen durch das ganze Lager den Namen Gottfried laut preisend aus.

Ohne an dem allgemeinen Jubel Theil zu nehmen saß der Herzog unter dem Schatten eines Zeltes, und Guido, der jetzt in der Stunde der Ruhe wie zuvor im blutigen Gefechte an seiner Seite stund, konnte nicht begreifen, weshalb Gottfried, der ruhmwürdige Held dieses Tages, da Alles unter ehrfurchtsvollem Jubel laut seinen Namen pries, so finster ernst blickte. Wie konnte auch der Jüngling wißen, was in dem Gemüte des großen Feldherren vorgieng? Gottfried gehörte nicht zu denen, welche bei

einem unvermutet glücklichen Zufalle sich blinder Freude hingeben. Er dachte stäts an die Zukunft, und diese sah er in gar trübem Ernste sich entfalten. Auch ihm waren tapfere Krieger erschlagen worden, und wenn er an die Zahl der bis dahin in den Kreuzzügen gefallenen Opfer dachte, so floß sein Herz in thränenvoller Wehmut über. „Wie viele werden noch fallen, bis das Ziel des Zuges erreicht ist?“ So fragte er sich selbst und schauderte vor der Zahl, die seine Ahndung ihm zeigte, tief in der Brust zusammen. Tief betrübte es ihn auch, als er sah, wie mancher Haufen aus dem Kreuzheere gierig über die Beute des verlaßenen türkischen Lagers herfiel. „Es herscht unter diesen Leuten noch immer nicht der rechte Geist,“ sprach Gottfried kopfschüttelnd vor sich hin. „Kaum von den Todesschrekken erholt greifen die Meisten nach eitelm Golde und sterben vielleicht die nächsten Tage troß der goldgefüllten Säcke des Hungertodes.“ Als er noch lange solchen trüben Gedanken nachgehangen, erhub er sich und schritt von Guido begleitet nach jener Stelle hin, wo die durch die Wagenburg eingedrungenen Türken, Greise, Weiber und unschuldige Kinder hingeschlachtet hatten. In greulichem Gewinde lagen hier die Leichen über einander und als der Herzog bald hier einen trauernden Ritter, der die erschlagene Gattin in stummem thränenlosem Schmerze in den Armen hielt, tröstete, bald sich voll tiefes Mitgefühles zu jungen Frauen wandte, welche durch die Schlacht von Doryläum ihre Männer verloren, und bald hier bald dort ein verwaistes Kind, welches durch das mit Leichen bedeckte Lager unter Jammern die Namen der todten Eltern rief, auf den Arm nahm und herzte und koste und zu beschwichtigen suchte, da sah man es dem edlen Menschenfreunde an, wie gewaltig der Schmerz sein Inneres durchwühlte „Kommt, liebe Kinder, kommt,“ rief er mit gerührter

Stimme den Waisen zu, die ihm wie einem gemeinschaftlichen Vater in großer Anzahl nachliefen. Es war ein prachtvoller Anblick die ritterliche Gestalt des Herzoges, die noch kurz zuvor den Feinden so furchtbar gewesen, im Kreiße der Kinder, und das Auge, das in der Schlacht so drohend wie das eines Leuen geleuchtet, jetzt durch Thränen der Rührung die Kleinen anlächeln zu sehen. Er brachte die Hülflosen in den Kreiß der Frauen. Ihnen übergab er sie mit den Worten „Nehmet diese Armen auf und denket an die Worte des Herren, der da sagt „Was ihr armen Waisen thut, das thut ihr mir.“ Auch fügte er hinzu „Wer weiß, ob nicht euere Kinder bald so verlassen sind als diese? Deshalb thut den Verwaisten so, wie ihr wünschtet, daß in gleichem Falle den euren gethan werde.“ Als der Herzog so geredet, mühten sich die Frauen von seinen Worten wie von dem Anblicke der hilflos weinenden Kinder ergriffen nach seinem Willen zu thun. So verbreitete Gottfried, wohin er die Schritte nur wandte, Trost und Segen; und die Verwundeten, denen auf seinen Befehl jetzt auch lindernder Balsam auf die brennenden Wunden gelegt ward, streckten dankend die Hände nach ihm aus und nannten ihn ein Wesen höherer Art. Unermüdet gieng er nach allen Stellen hin, wo Leidende nach ihm riefen, und gönnte sich erst dann Ruhe, als die Sonne hinabgesunken war und das Zwielicht allmählich tieferem Dunkel wich. Todmüde warf er sich in dem für ihn aufgeschlagenen Zelte auf ein Feldbette und schlief bald einen tiefen gesunden Schlaf. Guidos Lager stund wie immer dem seines fürstlichen Herren gegenüber. Der Jüngling konnte die Ruhe des Schlummers lange nicht gewinnen. „Ja, so muß ein Ritter sein,“ sprach er ein Mal über das andere zu sich selbst, und in Gedanken alle die

Edeln, die er kannte, mit seinem guten Herzoge vergleichend fand er doch Keinen, der so wie dieser die Tugenden des erhabensten Heldenmutes, besonnenen Ernst und eine edle Milde gegen den niedrigst Nothleidenden in der Brust trug. So sinnend schlummerte endlich auch Guido in das bunte Reich der Träume hinüber, nachdem er Gott für den väterlichen Schutz in so blutigen Gefahren gedankt und wie jeden Morgen und Abend um seinen fernern Segen gefleht hatte. Wie am Tage, so sah er auch jetzt im Traume den Herzog mit gesenkter Lanze in der Türken Reihen stürmen, bald hier einen kühnen Feind zerschmettern, bald dort einen Flehenden schonen. Sich selbst sah er stäts an des Herzogs Seite, der manchen tödtlichen Hieb, wie es geschehen, von ihm abwandte und ihn bald mit dem breiten Schlachtschwerte, bald mit dem gleich der Sonne blitzenden Schilde deckte. Zuletzt sah er den Herzog im Lager unter den Waisen. Als diß Traumbild vor seine auch im Schlafe unruhig fortarbeitenden Sinne trat, faltete der holde Schäfer die Hände und betete laut für den Herzog. In diesem Augenblicke trat der um seinen geliebten Bruder trauernde Tankred mit gesenktem Haupte ein. Er war gekommen um bei Gottfried die übervolle Seele auszugießen. Doch da er sah, daß der Feldherr schlafe, wollte er wieder das Zelt verlassen, als er Guidos lautes Gebet, der wiederholt Gottfrieds Namen nannte, vernahm. Von frommem Schauer durchzittert blieb er stehn, nahm den Helm vom Haupte und gleich dem Schläfer die Hände faltend betete auch er für den obersten Führer des Kreuzheeres. Dann trat er hinaus in die Gassen des Lagers, wo er Balduin, des Herzoges tapfern Bruder, traf. Alles ruhte von der furchtbaren Arbeit aus, und nur die Wachen schritten wie wandelnde Geister, denen ein

strenges Gericht die Ruhe versagt, auf und nieder. Jeder Schritt der Gepanzerten dröhnte durch die Nacht. Tief blau und wolkenlos war der nächtliche Himmel. Aus dem da oben ausgesäten flimmernden Sternenheere schaute der Mond mit bleichem Lichte auf das Kreuzheer nieder.

Mit trüben Gedanken, wie er eingeschlummert, erwachte Herzog Gottfried früh am Morgen wieder. Nachdem er nach gewohnter Weise den erwachten Tag mit einem frommen Gebete begrüßt, trat er aus dem Zelte die nöthigen Anstalten zum Aufbruche zu treffen. Jetzt erst lobte er im Angesichte der Kreuzhelden die von seinem Knappen in der Schlacht bei Doryläum bewiesene Tapferkeit und beschenkte den Erröthenden mit gewichtigen silbernen Rittersporen. „Fahr so fort, mein Sohn,“ sagte er zu ihm, „dann wirst du bald den Ritterschlag erhalten.“ Guido wuste nicht, wie ihm geschehen; und als die wackeren jungen Helden aus dem Heere sich jetzt herzlich an ihn anschloßen, hub sich des Jünglinges Brust höher, seine Gedanken flogen kühn in die Zukunft hinaus. Tankred, der jetzt mit dem Herzoge von Bouillon durch das Lager schritt, verschwieg dem Feldherren nicht, wie er verwichene Nacht in sein Zelt getreten und des träumenden Guidos Gebet für ihn vernommen habe.

„Ja der Jüngling hängt mit ganzer Seele an mir,“ sagte der Herzog bewegt. „Es ahndet ihm vielleicht ein böses Geschick, das mich treffen mag. — Wie Gott will.“

„Ei, hänget nicht immer trüben Gedanken nach,“ fiel Tankred bittend ein. „Ist mir's doch, seit Kilidsche Arslan die ungeheure Niederlage erlitten, als könnten wir gerades Weges auf Jerusalem losgehn.“ Der Herzog lächelte; doch sein ernstes Gesicht zeigte, daß er anders dachte. Es dachte auch wohl Keiner in dem Lager, daß sie einige Tage nach einem so glänzenden Siege so harte

Bedrängnisse auszustehn und gegen ein noch schrecklicheres Heer als das der Türken zu kämpfen hätten. Die Kreuzfahrer hatten zwar nach diesem Siege gelobt sich nie wieder zu trennen; doch gegen die Feinde, von denen sie nach ihrem Aufbruche aus der Gegend von Doryläum angefallen wurden, vermochte auch die Vereinung aller Schaaren nichts. Diese Feinde waren in den öden Gegenden Pisidiens, die sie durchzogen, der Hunger und der Durst. Unkunde des Landes und unzuverläßige, wohl auch verrätherische Wegweiser und Rathgeber scheinen die Ursache des durch falsche Wahl des Weges entstandenen Unglückes gewesen zu sein. Den Wermut des menschlichen Elendes musten die Kristen hier aus vollem Kelche schlürften. Sonnenhitze, Hunger, Durst, Nachtkühle und Seelenleiden, Alles traf zusammen. An diesen vereinten Qualen sanken täglich mehr als fünfhundert Menschen dahin. Schreckliche Bilder traten da vor die Seele des Beobachters; denn hier sah man eine Frau, welcher der Säugling an der Brust starb, weil er keine Nahrung mehr hatte; dort einen vor glühendem Durste Rasenden, der sich nackt auf der Erde wälzte und um Labung oder um den Tod jammerte; dort Helden, die schmachtend das Haupt in die Höhe huben und gegen die Windseite hin nach Erfrischung schnappten; Heerführer, welche durch Jagd sich Nahrung zu verschaffen suchten und denen die Falken auf der Faust des Knechtes vor Hitze erstarben, keichende Hunde, die nach Wasser lechzten, schwankende Pferde, die unter den kraftlosen Reitern zusammenbrachen. Sogar die Vornehmsten musten zu Fuße gehn oder auf Ochsen reiten und ihr Gepäcke den Schaafen, Schweinen und Hunden aufladen. Als sie endlich ein Kornfeld und einen Bach erreichten, fielen sie gleich Mücken zu Tausenden

nieder; denn ihre gierige Unmäßigkeit setzte ihnen mehr zu, als der heftigste Mangel. Das waren Auftritte, wo die Menschheit um Erbarmen weint; und Herzog Gottfried, der seine Ahndung so schnell erfüllt sah, trat vor stummem Entsetzen ganz in sich selbst zurück und betete stündlich zum Himmel, daß er das Antlitz der Gnade nicht ganz von dem Kreuzheere wegwenden möge. Unter dem allgemeinen Jammer, der blutig sein Herz durchschnitt, fühlte er die eignen Leiden weniger. Denn Gottfried war gewohnt mit männlich starker Seele, mit edler Faßung Alles niederzukämpfen, was ihn zunächst traf. Doch bei fremdem Elende löste sich seine Heldenseele weich auf. Viele Sorge machte ihm zunächst Guido, sein treuer Knappe, der noch nicht so abgehärtet war wie sein fürstlicher Herr. Seine glühend entzündeten Augen schmerzten dem Jünglinge gar sehr, und den Qualen des Durstes fast erliegend sank er oft in die Knie. Unrettbar wäre auch er hingestürzt, hätte nicht der Herzog dem auf den Tod Erschöpften theilweise seinen Platz auf dem Sattel eingeräumt. Nur Gottfrieds strenger Befehl konnte ihn zu der Annahme solch einer Begünstigung vermögen; denn wenn er sah, wie es auch dem edlen Herren oft gar sauer ward so neben dem trefflichen Pferde auf dem glühenden Boden hinzuschreiten, so bat er ihn sich seines Pferdes zu bedienen. Doch der Herzog that es nur dann, wenn die höchste Ermattung ihn dazu trieb.

Unter solchen Mühseligkeiten gelangte das Kreuzheer endlich in die reichen Gegenden des pisidischen Antiochiens, und der Ausdruck der Freude, der auf jedem Gesichte erglänzte, als die Bedrängten nach so namenlosen Qualen endlich fruchttragende Felder, schattige Wälder, klare Flüße und Quellen sahen, war unbeschreiblich. Die erschöpften

fast gebrochenen Kräfte erhuben sich rasch wieder, und die Hände dankend gegen den Himmel erhebend sank Gottfried vor dem ganzen Kreuzheere auf die Knie. Alle warfen sich mit ihm nieder und dankten mit ihm vereint dem Himmel für die Rettung.

Antiochetta, die Hauptstadt von Pisidien, von den Türken Akscheher genannt, ergab sich bei der ersten Aufforderung, und die Kreuzfahrer hatten nun Gelegenheit genug ihren so tief gesunkenen Kräften durch Erfrischungen aufzuhelfen. Erst nachdem sich Alle vollkommen erholt hätten, wollte Gottfried aufbrechen. Damit sich das Heer durch die Rast ohne die stäte Befürchtung eines Überfalles erquicken möchte, gab er seinem Bruder Balduin und Tankred den Befehl, daß jeder einen verläßigen Haufen um sich sammeln und die Wege auskundschaften sollte, damit man fortan einen glücklichern Zug als bisher in Asien habe. Auch traf er alle nur mögliche Anstalten um Alles, was vom Übel war, vom Heere abzuwenden. Nichts vergißt der Mensch schneller als überstandene Leiden. Diese Wahrheit trat auch hier auffallend hervor. Denn Alle, die noch kurz zuvor so hoffnungslos den Blick zur Erde senkten, schauten jetzt frei und heiter in die reich gesegnete Gegend hinaus. Ein heiteres Leben voll schöner Hoffnungen folgte nun der tiefen allgemeinen Trauer. Während die Mannschaft sich durch Speise und Trank erquickte und Gotte dankend durch Ruhe und Schlaf den Körper wieder zu stärken suchte, durchstreiften die Ritter theils einzeln theils in Gesellschaft Wiesen und Wälder um durch fröhliches Jagen den getrübten Geist wieder zu erheitern.

„Auf, mein Sohn!“ rief da auch eines Morgens Herzog Gottfried dem noch schlummernden Guido zu. Und als dieser gleich bei dem ersten Laute seines Herren

das klare Auge aufschlug und sich vom Lager erhub, sagte der Herzog, da der Morgen so schön sei, so wollte auch er einen kleinen Jagdstreifzug unternehmen. Guido, der leidenschaftlich das Vergnügen der Jagd liebte, war schnell bereit, und bald ritten Beide aus dem Lager nach dem Waldsaume hin, über dessen dichtem Laubdunkel sich Berge und klippige Felsen erhuben. Die ersten Sonnenstrahlen begannen eben von Blatt und Rasen den perlenden Thau aufzusaugen, der während der Nacht gefallen war; es zerstreute sich allmählich der dünne graue Nebel, der streifweise an den Bergen und hochstämmigen Wäldern hinzog. Das frische Wehen des Morgens athmeten sie mit vollen Zügen ein, und die hehre tiefe Stille, welche in dem düstern Walde herrschte, stimmte Beide zu feierlichem Ernste. „Sieh her, Guido!“ rief plötzlich der Herzog, hielt sein Pferd an und deutete auf ein Gewächs, das sich zitternd hin- und herbewegte. Kaum hatte Guido einen flüchtigen Blick darauf geworfen, so sprang die Knospenkrone mit einem lauten Schalle gewaltsam auf, und verwundert blickte der Jüngling dem prachtvollen Blumensterne in das bunte leuchtende Angesicht. Die strahlendsten Farben umgaukelten des Gewächses zitternde Blätterwangen, und der Tiefe des Kelches entströmten die lieblichsten Düfte. Solcher Blumen, deren Knospe in einer Nacht oder am frühen Morgen gewaltsam aufspringt und mit dem Entschließen einen Schall weit durch den Wald hinhaucht, gibt es in den Morgenländern gar viele. Wohl hatte Guido schon manch Mal davon gehört; doch als er jetzt vor der Wunderpflanze stund, deren Knospe ein Augenblick zur Blume machte und die jetzt an Pracht und Duft alle ihre in buntem Kranze sie umstehnden Schwestern überragte, da faltete er die Hände und pries im Stillen die Allmacht Gottes. Der Herzog, der mit innigem Ver-

gnügen sah, wie sehr Guido in diesem Augenblicke ergriffen war, wie heilig er fühlte, lenkte sein Roß langsam von dannen, um den Jüngling eine Weile seinen Betrachtungen zu überlaßen. Da drang plötzlich ein Hilferuf zu seinem Gehöre. Ohne sich zu besinnen sprengte Gottfried bald durch das Dickicht bald über umgestürzte Bäume und Stöcke hin, daß die Äste krachten und der Boden unter dem Pferde des gepanzerten Reiters erdröhnte. Auf einer freien Stelle nach windschnellem Rennen angelangt sah er einen bejahrten Pilger vor einem furchtbaren Bären fliehen. Der Mann war erschöpft, seine Kraft begann zu brechen; und schon hatte die riesige Tatze des Ungethümes das Gewand des Fliehenden erfaßt, als der Herzog mit lautem Schreie herbei stürzte. Hoch aufgerichtet gieng da das Unthier dem neuen Feinde entgegen. Er wich dem Stoße des mutigen Kämpen gewandt aus. Schon war er im Begriffe Gottfried, der rasch vom Pferde gesprungen war, zu Boden zu reißen. Doch dieser, ein außerordentlich starker Mann, hielt den Bären mit der linken Hand so lange von sich ab, bis er endlich Zeit gewann ihm mit der Rechten das Schwert der ganzen Länge nach bis an's Heft durch den Leib zu stoßen. Das Unthier und der Reiter stürzten zu Boden. Jenes verendete; doch Gottfried, der auch eine tiefe Wunde am Schenkel erhalten, sank von dem mächtigen Blutverluste erschöpft in Ohnmacht. In diesem Zustande fand ihn Guido, der auf das Geschrei des geretteten Pilgers herbeieilte. Sein Schmerz, als er den guten Herren und Wohlthäter todtenbleich in seinem Blute liegen sah, gieng in eine so fürchterliche Wut über, daß er so lange auf den Bären loshieb, bis er in Stücken aus einander fiel. Mit zitternder Sorgfalt neigte er sich dann zu dem Ohnmächtigen nieder. Nachdem er mit der Schärpe seine blu-

tende Wunde verbunden hatte, stieß er in sein Hüfthorn und rief die im Walde zerstreuten Jäger herbei. Stummer Schmerz und Schreck malte sich auch in ihren Zügen. Als sie den Bewustlosen trauernd in das Lager trugen, wehklagte das ganze Heer; die Priester stimmten allgemeine Gebete an, daß der gütige Gott den edlen Führer des Kreuzheeres bald möchte genesen laßen. Sichtbar wachte auch der Himmel über dem kostbaren Leben des schwer Verwundeten. Er erwachte wieder zum Bewustsein; doch die Ärzte erklärten seine Wunde für gefährlich und empfahlen ihm Ruhe und wachsame Pflege. In diesen trauervollen Tagen wich der wackere Guido keinen Augenblick vom Schmerzenslager seines Herren. Bald erfrischte er durch kühlenden Balsam seine Wunde, bald erheiterte er seinen trüben Sinn durch ein heiteres Lied. Wenn er aber schlummerte, so flehte er unter Thränen den Himmel an den besten der Fürsten dem großen Zwecke zu erhalten.

VII

Will aber sie den Beistand von uns scheiden,
sei's uns're Schuld, sei's ein verborgner Rath:
Wer würde dort nicht gern den Tod erleiden,
wo Gottes Leib sein hehres Grabmal hat?
Wir sterben, ohn' ein Leben zu beneiden;
wir sterben, doch der Rache Stunde naht.
Nicht lachen wird der Feind, wenn wir verderben,
nicht weinen werden wir um unser Sterben.

Tasso.

Dieser unglückliche Vorfall verzögerte den Marsch der Hauptmacht der Kreuzfahrer. In denselben Tagen aber, in welchen Gottfried schwer krank danieder lag, ward auch der greise Graf von Toulouse von einem Siechthume

befallen, das seinem Leben ein Ende zu machen drohte. Bischof Wilhelm von Aurasy hatte ihm schon das heilige Abendmahl gereicht. Die ihm treu ergebenen Ritter beklagten ihn bereits wie einen Todten. Das Kreuzheer flehte im allgemeinen Gebete für das Leben ihrer Anführer die Allmacht des Himmels an, der sie auch erhörte. In ihrer frommen Denkweise sahen sie es als ein Wunder an, daß sowohl ihr geliebter Herzog Gottfried als der würdige Greis Graf Raimund genasen.

Während dieses Krankenlagers hatte der Herzog Muße genug die schöne Seele seines Knappen Guido ganz zu erforschen. Denn gleich dem treuen Hunde wich der gute Jüngling fast keinen Augenblick von seines kranken Herren Seite. Immer mühte sich der Wackere, um seinen guten Herren ja nicht trübe zu stimmen, heiter zu sein. Doch wenn er wähnte, der Herzog schlummere, so rann ihm bei dem Gedanken an die gute alte Mutter und an Klärchen in der Heimat manch Mal eine stille Thräne über die Wangen. Der Herzog, der oft nur aus Ermüdung, nicht aber um zu schlafen die Augen schloß, bemerkte das und nahm sich vor bei der nächsten Gelegenheit den Jüngling über den Grund seiner geheimen Schwermut zu befragen. Eben sann der menschenfreundliche Fürst über den Gegenstand jener geheimen Trauer nach, als Guido nach kurzer Abwesenheit spät am Abende leichenblaß mit verstörtem unsicherm Blicke in Gottfrieds Zelt eintrat. Er schien erschöpft und furchtbar angegriffen. Mit besorgter Theilnahme fragte der Herzog, der schon so weit genesen war, daß er von Zeit zu Zeit das Feldbette verlaßen konnte, was vorgefallen sei. Statt aller Antwort stieß Guido einen fürchterlichen Seufzer heraus, warf sich ihm zu Füßen, umfaßte mit seinen zitternden Händen seine Knie und weinte laut.

„Guido, mein Sohn, was ist dir?" fragte der Herzog bewegt den Knienden liebreich zu sich erhebend. Wehmütig schlug da der gute Jüngling das thränenfeuchte Auge zu dem um ihn besorgten hohen Gönner auf. Sichtlich kämpfte er mit dem Schmerze, der sein Innerstes durchstürmte, und es kostete ihn Mühe, bis er die Fassung wieder gewinnen konnte.

„Vergebet, mein Herr," sprach er endlich mit bebender Stimme. „Vergebet mir mein ungeeignetes Benehmen. Doch, so wahr ich lebe, ich kann nicht anders." Bei diesen Worten blickte er den Herzog so wehmütig, so ganz von Schmerze durchzittert an, daß der Fürst ihm die langen Locken streichelte und kopfschüttelnd sagte „Daß du nicht anders kannst, das zeigt deutlich jeder deiner bewegten Züge. Doch die Ursache, weshalb das Alles geschieht, die sage mir."

„Ich habe keine Mutter mehr," stieß Guido rauh heraus und senkte das Haupt. Die Hände zum Gebete für die Abgeschiedene faltend ließ er nun seine Thränen ungehindert fließen. Eine Weile schwieg auch der Herzog, der den Schmerz des guten Sohnes um die greise Mutter zu würdigen verstund. „Wer brachte dir diese Kunde?" fragte er dann mit ruhigem Ernste den Trauernden.

„Jener Pilger," antwortete Guido, „dem Ihr das Leben rettetet, als ihn der ungeheure Bär schon zerfleischen wollte. Er habe mir überall in den Lagern der Kreuzheere nachgefragt, sagte der gute Alte, und sei recht froh mich endlich gefunden zu haben, weil die Jungfrau, die ihm das Schreiben an mich mitgegeben habe, ihn gar dringend um dessen Besorgung gebeten."

„Du erkennst also die Schriftzüge?" fragte der Herzog. „Hast du sie auch genau geprüft? Denn es ist nicht Alles echt, mein Sohn, wenn's auch so scheint."

„Ei freilich erkannte ich die Züge,“ fiel der Knappe rasch ein. „Es ist Klärchens Hand, so wahr ich Jerusalem zu sehen hoffe. Auch schickte sie mir eine graue Locke, die sie der todten Mutter von dem Scheitel geschnitten. Ach! meine Mutter! Sie ist dahin, und nie werde ich sie wieder sehen!“ klagte der Arme.

„Nie wieder sehen?“ sprach mit strengem Ernste der Herzog; „was redest du da! Haben wir nicht in Jesus Kristus, der nach seinem heiligen Leben, nachdem er den Tod zur Erlösung der Menschen gestorben, die Riegel seines Grabes sprengte und gegen Himmel aufstieg, den höchsten Beweis der Unsterblichkeit? Und sind wir unsterblich, was jeder Krist glauben muß und glauben wird, so wirst auch du deine Mutter dort, wo selige Geister sich zum Preise Gottes vereinen, wiedersehen. Bekämpfe deshalb deinen Schmerz; denn das letzte Röcheln zerquetschet den Stachel, stürzt den finstern Thron des Todes um und sprengt die Thore der Ewigkeit auf. Damit der Mensch in der ernsten Erwartung des Endes stäts auf seiner Hut stehn möge, nur deshalb ist das Bild vom Sterben ein so finsteres; denn das nur ist nach des Himmels gnädig warnendem Rathschluße des Todes schrekkende Macht. Doch wer in dem Tode nur den Ruf dessen sieht, der die Namen der Gerechten und Frommen mit jenem tief in Blut getauchten Speere aufzeichnet, welcher seine Seite durchstach und drüben einen Brunnen für alle Menschen eröffnete, welche gegen die Sünde kämpfen, damit sie trinken uud ewig leben mögen; dem grauet vor den letzten Augenblicken nicht, wie er auch keinen Todten, der brav und fromm gelebt, beklagen wird.“ Als der Herzog so geredet, erheiterten sich allmählich Guidos Züge wieder etwas. Doch als jener fragte, wohin sich nun Klärchen wenden werde, da es ihr in der einsamen

Hütte doch zu traurig erscheinen möchte, fiel wieder ein finsterer Wolkenschatten auf des Jünglinges Antlitz nieder. „Ach mein Herzog, das stimmt mir ja gerade die Seele zu so hoher Trauer“ sagte Guido, „daß Klärchen, die wenn auch trübe, doch geborgen in der Heimat hätte leben können, den so kühnen als unvorsichtigen Entschluß gefaßt hat sich einem Pilgerzuge anzuschließen und nach Jerusalem zu ziehen.“

„Wie, das wollte die schwache Jungfrau! Wolle Gott, daß sie von diesem Unternehmen absteht,“ sprach der Herzog kopfschüttelnd, und Guido, der aus dem Blicke seines Herren sah, daß auch dieser über den Entschluß erstaunte, rief von neuem Schmerze hingerißen „Ach, ich wollte mir ja gerne Tag und Nacht im Gebete die Hände wund ringen, daß Gott diesen Entschluß, den sie gefaßt, wie Rauch im Winde zerstreute. Doch sie ist bereits an Ungarns Grenzen, und indem wir von ihr reden, vielleicht den furchtbarsten Gefahren Preis gegeben.“

„Das ist nicht gut,“ sagte der Herzog finster; „doch da es ein Mal nicht zu ändern steht, so bleibt dir nichts zu thun übrig als für die fromme Pilgerin den Schutz des Himmels anzuflehen und in Demut zu erwarten, was er verhängen wird. Wer mit lauterer Absicht den Pilgerstab ergreift, dem steht ein Engel stäts zur Seite; und wie du bis jetzt unverletzt aus blutigen Gefahren bis hieher gelangtest, so kann auch sie am Ziele unserer Fahrt zu uns gelangen.“

„Unverletzt, ja Gott sei es gedankt!“ rief Guido einen ehrerbietigen Kuß auf seines Herren Rechte drückend, „gelangte ich hieher; doch nur deshalb, weil Ihr, o Herr, mir stäts zur Seite waret und mich in Gefahr und Noth mit Schwert und Schilde decktet. Noch denke ich mit Schauer an die eherne riesig große Hand, die

an Nizäas Mauern mich faßte und sicher der Qual und dem Hohne der Ungläubigen überliefert hätte, wenn mich nicht ein Streich Eures guten Schwertes von ihr frei gemacht. Wer aber wird die arme Klara schützen?"

„Der Himmel, Sohn," sprach in feierlicher Weise der Kreuzheld, „und der kann kräftiger mit seinem Schilde decken als Herzog Gottfried es vermag." Noch länger hätten Beide so geredet, wäre nicht eben ein ganz mit Staube bedeckter Ritter eingetreten, der ein gesiegeltes Schreiben von Tankred überbrachte. Je nach dem Inhalte erheiterten und verfinsterten sich des Herzoges Züge, und auf ein Zeichen entfernte sich noch immer Trauer und Besorgniß im Blicke sein Knappe. Aus dem Zelte tretend erblickte er Peter den Einsiedler, der sich unter dem Schatten einer hohen Palme zu labender Ruhe niedergelaßen hatte. Auch diesem frommen Manne theilte er die Trauernachricht aus der Heimat mit, zeigte ihm die graue Locke der todten lieben Mutter und verschwieg ihm nicht, daß Klärchen bereits über Ungarns Grenzen dem heiligen Lande zuwalle. Wie in dem Zelte des Herzoges, so floßen auch bei dieser Erzählung in dem Schatten der Palme dem guten Guido heiße Thränen über die bleichen Wangen. Doch gleich dem Herzoge tröstete ihn hier auch der Kreuzprediger und entwarf von der nächsten Zukunft ein so schönes Bild, daß Guido ihm endlich lächelnd die Hand reichte und für die Pilgerin um Gnade und Schutz flehend nach oben blickte. „Die meisten Knospen, mein Sohn," sagte der fromme Mann, „blühen nur langsam zur Blume auf. Blatt für Blatt entfaltet sich still und allmählich, bis der Kelch sich endlich öffnet, der dann das Geheimniß der Farben und Düfte auf ein Mal enthüllt. So blühen auch die meisten weiblichen Kinder

still und unbemerkt zu Jungfrauen empor, und wie bei der Blume Blatt für Blatt, so schießen auch bei ihnen Ahndungen und Gefühle nach einander sich entfaltend in ihrer Brust auf, bis der Kelch des Gemütes offen ist und seinen Inhalt entsendet. So geht es bei den meisten; doch manche öffnen auch ihr ganzes Gemüt mit aller Seelenstärke in einem Augenblicke, wie manche seltene Blume des Morgenlandes plötzlich mit einem lauten Schalle aus der Knospe zur Blume wird. So hat auch dein Bäschen all die Gemütsstärke, all die verborgene Kraft, die sie in sich trug, mit einem Male entschloßen, und der gewaltige Schmerz um die Todte, die auch sie wie eine Mutter liebte, schloß in ihrer Brust die Tiefen auf, wo hohe Seelenstärke verborgen schlummerte. Von ihr erhoben griff sie nach dem Pilgerstabe und wallet nun frommes Gemütes voll dem heiligen Lande zu, wo sie in dir einen Beschützer ihrer Weiblichkeit zu finden hofft. Der Himmel wird sie schützen," rief der fromme Mann, „und sie sicher hieher führen, damit der gute Herzog euch beide segnen und auch ich an dem heiligen Grabe mit euch vereint beten kann." Dieser Gedanke erhub auch den Jüngling über den Schmerz. Denn wenn er mit der engelguten Klara auf der geweihten Erde knien und an dem Grabe des Erlösers beten würde, so möchte, dachte er, auch der Mutter Geist sie umschweben.

Als Peter und Guido unter der Palme so in gleicher Weise sprachen, saß der Herzog, nachdem jener Ritter, der ihm das Schreiben von Tankred gebracht, abgetreten war, mit finsterm Antlitze auf dem Feldbette. Denn mehr, als ihn einige über die Ungläubigen erfochtenen Siege freuten, schmerzte ihn die Kunde, daß Tankred und sein Bruder Balduin in unheilvollem Streite sich entzweiten. In der Absicht das Taurusgebirge genau zu durchforschen

hatte nämlich Balduin mit seinem Zuge einen falschen Weg eingeschlagen und war so in waldige unwirtliche Gegenden gelangt, während Tankred den Kamm des Gebirges erreichte und sich links nach Tarsus, der Hauptstadt Kilikiens, hinabzog. Da die Unterhandlungen, welche Tankred wegen der Übergabe durch einen Armenier mit den Einwohnern einleiten ließ, keinen Anklang fanden, so rückte er mit seinen Normannen den Mauern näher, schlug die Türken und schloß sie in der Stadt ein. Tankred, der nicht so viele Mannschaft bei sich hatte um Tarsus völlig belagern zu können, schloß mit den Türken, die gleichfalls einsahen, daß sie die Stadt gegen das nachrückende Kreuzheer nicht zu schirmen vermöchten, die Übereinkunft, daß seine Fahne auf den Mauern von Tarsus aufgepflanzt werden, die Stadt aber so lange den Türken bleiben sollte, bis der Fürst Bohemund von Tarent mit seinem Heere nahen würde. Darauf bezog Tankred vor der Stadt ein Lager, das zufolge des Vertrages reichlich mit Lebensmitteln versehen ward. Mehrere Tage erfreuten sich seine Krieger dieses ungewohnten Wohllebens, als sich plötzlich auf einem Bergrücken einige Heerhaufen zeigten, die von den Sarazenen für Glaubensgenossen und Bundesverwandte gehalten wurden. Mit wildem Jubel erstiegen sie die Thürme und spotteten nun Tankreds, der selbst Feinde zu erblicken glaubte und den Heranziehenden entschlossen entgegenrückte. Erst als die beiden Heere sich nahe genug waren, folgte gegenseitige Erkennung. Es waren nämlich Balduins Schaaren, die nach langer Irrfahrt und unglaublicher Noth endlich den rechten Weg gefunden hatten. Die Führer und die Ritter umarmten sich gegenseitig und brachten, nachdem sie sich an dem Überflusse in Tankreds Lager gelabt hatten, sämtlich die Nacht daselbst zu. Doch kaum erwachte der

Morgen, als der herrschsüchtige Balduin, der jetzt erst die Fahne Tankreds auf der Mauer der eroberten Stadt wehen sah, den Einwohnern gebot sie wegzunehmen und dafür seine eigene aufzupflanzen. Die Tarser weigerten sich anfangs; als er aber mit der Rache seines Bruders Gottfried, des ersten und mächtigsten Fürsten des Kreuzheeres, drohte, warfen sie erschrocken Tankreds Fahne über die Mauer und thaten nach Balduins Willen. Tankred, der dem mit ihm hadernden heftigen Balduin mit einer Mäßigung geantwortet hatte, die man bei jedem Andern für Feigheit angesehen hätte, zog, als er seine Fahne auf eine so schimpfliche Art von den Mauern, die er mit dem Blute der Seinen gewonnen hatte, abwerfen sah, voll Unwillen fort und rückte am folgenden Tage nach Mamistra (dem alten Mopsuesta), das er trotz der wüthendsten Vertheidigung der Belagerten mit Heldenmute nahm. Balduin ertrotzte nun die Übergabe von Tarsus; und als darauf drei hundert Normannen, die Bohemund seinem Neffen nachgesendet, vor der von Balduin besetzten Stadt anlangten, so versagte ihnen dieser argwönisch den Einzug. In der darauf folgenden Nacht zog die türkische Besatzung, die ebenfalls Balduin nicht traute, heimlich aus der Stadt und tödtete zum Abschiede die drei hundert Normannen, die außerhalb der Mauern in tiefem Schlummer lagen. „Fluch über Balduin!“ das war die erste Empfindung, als die Kreuzritter früh am Morgen erwachten und das ganze Blachfeld mit den Leichen ihrer erwürgten Brüder bedeckt sahen. Von dem laut ausgestoßenen Fluche kam es rasch zur Meuterei, so daß Balduin sich nur durch die schleunigste Flucht in einen festen steilen Thurm vor den ersten gewaltsamen Anfällen der Rasenden rettete. Dort bot er alle seine Überredungskraft auf die gegen ihn mit Recht empörten

Gemüter zu besänftigen, was ihm auch endlich nach vielen Entschuldigungsgründen gelang. Von der Ermordung der in der Stadt noch zurückgebliebenen Türken aber konnte er die von Schmerz und Wut Aufgereizten nicht zurückhalten. Der Umstand, daß sie bei den Moslemen in den Kellergewölben kristliche Weiber antrafen, denen sie, weil ihre Ehrbarkeit ihren Lüsten widerstanden, Nasen und Ohren abgeschnitten hatten, reizte die ohnediß Wütenden zum Wechselmorde auf, so daß Alles, was Leben hatte, den Geistern der erschlagenen Waffenbrüder zum Opfer gebracht ward. Von der Schlächterei müde begaben sich die Ritter darauf zur Ruhe. Doch Balduin fürchtete noch immer, und zwar aus gutem Grunde, für sein Leben. Da führte plötzlich ein unerwarteter Zufall dem tapfern Manne, dessen einziger aber verdammenswerther Fehler ungezügelte Ehrsucht war, eine furchtbare Verstärkung zu. Es zeigten sich nämlich auf dem Meere auf ein Mal viele Schiffe, worüber Alles in Bestürzung gerieth und zu den Waffen griff. Doch bald wies es sich aus, daß die fremden Fahrzeuge Kristen aus Flandern und Friesland trugen, die seit acht Jahren auf dem Mittelmeere Seeraub getrieben und jetzt um ihre schwere Schuld zu sühnen auch mit nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Ihr Anführer der unermeßliche Schätze besaß, hieß Winimer. Er stammte aus Boulogne, aus der Grafschaft des Vaters Balduins. Daher hatte er, als er den Sohn seines ehmaligen Gebieters erkannte, eine übergroße Freude und schloß sich ihm mit seiner durch blutige Gefechte und die Stürme des Meeres abgehärteten tapfern Schaar willig an. Nun hatte Balduin nichts mehr zu fürchten. Er ließ fünf hundert Mann in Tarsus zurück und betrat mit den Übrigen gerade den Weg, den Tankred genommen. So kam er vor den Mauern

von Mamistra an, wo sich Tankred zur Sicherung seiner Absichten hinlänglich verschanzt hatte. Im Bewußtsein diesen edlen Fürsten tödlich beleidigt zu haben wagte er es nicht um Einlaß nachzusuchen, sondern lagerte sich mit seiner Mannschaft außerhalb der Stadt. Doch bald zwang ihn die Noth um Lebensmittel nachzusuchen, die ihm Tankred der fromme Held, der nur zur Ehre Gottes das Kreuz ergriffen hatte, bewilligte. Diß edle Verfahren fand aber bei den Kriegern keinen Beifall, und besonders der junge Prinz von Salerno, der stäts um Tankred war, konnte ein solches Betragen, das nach seiner Meinung den Stamm von Tarent offenbar entehrte, nicht ohne Grimm ansehen. Er gieng daher zu seinem Vetter und warf ihm sein Versehen, wie er es nannte, in den bittersten Ausdrücken vor. „Ist es das," rief dieser wilde Richard von Salerno, „was du in der Schule deiner Väter gelernt? Weist du so den Ruhm des normannischen Mannes zu behaupten? Hast du seit der Zeit, da du das Kreuz nahmest, alle Grundsätze der Ehre vergessen? Oder glaubst du, du dürfest kein Ritter mehr sein, weil du ein Kämpfer für Jesus Kristus geworden?" Immer leidenschaftlicher ward der Jüngling. Er gieng so weit Tankred zu sagen, daß er von seinem unerschütterlichen Mute angezogen ihn zum Vorbilde gewählt, deshalb stäts an seiner Seite gekämpft habe, jetzt aber, da er ihm nichts als Schandflecken der Tapferkeit zeige, sich dessen schäme. Tankred entgegnete kein Wort, und der Andere, der sah, daß seine Worte den Verwandten tief trafen, drang immer heftiger in ihn die Beleidigung von Tarsus zu rächen, und rief wutschäumend, ob er etwa gesonnen sei sich auch die zweite Eroberung von diesem stolzen Boulogner wegnehmen zu laßen. Das Feuer der Rede Richards zündete jetzt auch in Tankreds Herzen die Flamme wieder an, deren Be-

kämpfung ihn so viele Mühe gekostet, und fast hätte er sich zu der Hitze hinreißen laßen, die ihm zuvor verdammlich erschienen. Doch mit frommem Sinne kämpfte er gegen die ihn aufregende wilde Glut, und wäre ihrer auch völlig Herr geworden, hätten nicht eben die Niederländer Balduins, die einzeln in die Stadt kommen durften, in einer Weinstube einen mutwilligen Streit begonnen und bereits zu den Schwertern gegriffen. Die Krieger beider Völker nahmen Theil; und als das Getöse des Kampfes jetzt allgemein durch die Stadt lärmte, ließ Tankred die Thore schließen und die mutwilligen Anführer in Feßeln legen. Als aber nun auch Balduins Fußvolk von außen zu stürmen begann, da thaten die erbitterten normännischen Ritter einen Ausfall und sahen sich nun plötzlich den niederländischen Rittern mit gezückten Waffen gegenüber. Die Anführer scheuten sich das Zeichen zum allgemeinen Angriffe zu geben. Nur einzelne Ritter, die sich nach der Sitte des Abendlandes zum Zweikampfe gefordert, fochten mit einander. Als jedoch das Pferd des Fürsten Richard von Salerno stürzte und ihn die Fußknechte Balduins gefangen hinwegschleppen wollten, entbrannte ein allgemeiner furchtbarer Streit, in welchem besonders der Normannenanführer Tankred, der die furchtbaren Beleidigungen so lange mit kristlichem Edelmute schweigend erduldet, wie ein gereizter Leue focht. Nach dem wilden furchtbaren Kampfe bereuten beide Heerführer in der Stille der Nacht das blutige Werk des Tages. Schwer fiel es ihnen auf die Herzen, daß sie die Heiligkeit der übernommenen Pflichten so schwer verletzen und sich von wilder Wut zur Vergießung des Blutes verleiten laßen konnten, das nur im heiligen Streite für die Sache des gelobten Landes hätte fließen sollen. Nicht nur die Führer, sondern auch die einzelnen Ritter em-

pfanden über das Geschehene Schmerz. Wo aber die Reue eine aufrichtige ist, wird die Versöhnung nicht schwer. Diese brachte der Ritter Montaigue, den Tankred als krank in die Stadt aufgenommen, zu Stande. Es war diß einer der einflußreichsten Ritter in Balduins Heere. Auf seine Verwendung wurden die Gefangenen von beiden Seiten zurückgegeben. Das Unrecht und die Übereilung war nun gegenseitig eingestanden, so daß sie den Frieden, den sie suchten, auch fanden. Sie umarmten sich, beweinten ihre Todten und versprachen das Vorgefallene zu vergeßen. Um seine Reue vollständig zu beweisen überließ Balduin auch die mitgebrachten Seeräuber Tankred, wodurch dieser so verstärkt ward, daß er die Eroberung von Kilikien ausführen und sich um Mamistra ein nicht unbedeutendes Fürstenthum erobern konnte.

Tief ward durch solche Kunde Herzog Gottfried erschüttert. Freute es ihn auch, daß sich Balduin mit Tankred wieder versöhnte, so that es dem frommen Manne doch tief in der Seele weh, daß durch die Hartnäckigkeit des stolzen Bruders gottgeweihte Kämpfer in bösem Streite gegen einander die Waffen gebraucht. Als daher Balduin am Abende desselben Tages, an welchem Gottfried die Kunde erhalten, im Hauptlager selbst ankam, so machte ihm der immer noch sehr leidend aussehende Herzog über seinen ungezügelten Ehrgeiz die bittersten Vorwürfe und verwies ihm für die Zukunft gar strenge solch böswilliges Handeln, das einen völligen Zwiespalt unter dem Kreuzheere veranlaßen müste. Erschüttert gelobte Balduin bei allen seinen Handlungen fortan nur den hohen Zweck des Zuges vor Augen zu haben. Als daher kommendes Tages das große Kreuzheer nach dem vier Meilen von Antiochien gelegenen Artasia aufbrach, wich der Reumütige keinen Augenblick von des Bruders Sänfte.

Auch der edle Graf Raimund von Toulouse muste auf gleiche Weise fortgeschafft werden, da auch er noch heftige Schmerzen empfand. Sie hatten nun einen gar beschwerlichen Marsch über das Gebirge zu bestehn. Fußpfade wie über den Gotthard und Montzenis mit Dornen und dichtem Gestrüppe umwachsen führten an den schwindelnden Rändern der Abgründe hin. Über manche Stelle konnte nur ein Mann nach dem andern mehr kletternd als schreitend ziehen. Viele Lastthiere, die den Fuß nicht sicher auf die glatten Felsen und das Steingerölle setzten, stürzten über einander in die Tiefe hinab, und Mancher, der mit Herzhaftigkeit solche Stellen überschritt und sich an saftlosen Gewächsen und Disteln anhalten wollte, folgte dem niederrollenden Viehe nach. Betäubendes Wehgeheul und Hilferufen erscholl mit fürchterlichem Wiederhalle aus den Abgründen. Die Beherztesten trugen, nachdem sie ihr Gepäcke weggeworfen, Kranke oder vom Schwindel Behaftete über solche Stellen hinweg, wo sie gar oft als Opfer ihres Edelmutes den Tod fanden.

Nach derartigen namenlosen Mühseligkeiten langte das Kreuzheer endlich in Artasia an, wo sich ihm in den nächsten Wochen auch Tankred, der seine Eroberungen in Kilikien beendet hatte, anschloß. So hoch Balduin jetzt auch über das sichtliche Genesen seines Bruders erfreut war, so muste er nun den Verlust seiner edlen Gemahlin beweinen. Denn ihr zarter Leib war durch die mühseligen und gefahrvollen Kreuzreisen so sehr geschwächt, daß der Tod ihr Hinwallen zu dem heiligen Grabe unterbrach. Zu diesem tiefen Kummer in Balduins Herzen gesellte sich noch ein tief verletzender Verdruß. Denn das ganze Heer sah ihn wegen seines Betragens gegen Tankred, das es jetzt erst erfuhr, mit zornigen Blicken an.

Der gebeugte Trotzkopf hatte nun alle Ursache seinen Stolz, seine Unbesonnenheit zu bereuen, und das um so mehr, weil Bohemund hier und dort sich unverholen aussprach die seinem Neffen zugefügte Beleidigung bei erster Gelegenheit furchtbar zu rächen. Mehr als je erwachte daher in Balduin der Drang auf eigene Faust zu neuen Eroberungen auszuziehen. Als ihm daher der Grieche Pankraz, der sich in seinem Dienste befand, die Gegend an dem obern Euphrate, wo armenische und griechische Herrschaft mit der der türkischen Emire wechselte, so fruchtreich und ereroberbar schilderte, ward er von neuen Hoffnungen erfüllt und brach ungesäumt dahin auf. Dieser Zug fiel gegen sein Vermuten ungemein glücklich aus. Denn die Kristen öffneten ihm überall ihre Städte und Burgen, während die Türken vor dem großen Frankenritter, vor dessen Kriegerhaufen der Schreck hergieng, ihre festen Plätze verließen. So kam Balduin bald in den Besitz vieler ausgebreiteter Bezirke, so daß sein Ruf auch nach Edessa drang. Von dieser jenseits des Euphrates gelegenen Stadt, die einem alten Fürsten, dem ein Rath von zwölf Vornehmen zur Seite stund, gehorchte, erschien bald ein Bischof mit einer vornehmen Begleitung vor dem abendländischen Helden und bat ihn auch sie wie die Armenier von dem Drucke der Türken zu befreien. Der mutige Fürst gewährte die Bitte; und als er mit seinen Rittern in Edessa einzog, umfaßten die Bewohner der Stadt, die ihn mit Kreuz und Fahnen empfiengen, die Knie der Kreuzfahrer und küßten ihnen die Hände, Waffen und Rüstungen. Der alte Fürst genügte nun dem vor Jubel tollen Volke nicht mehr. Es wollte den thatendurstigen Balduin zum Herrscher haben, weshalb es den gutmütigen Alten auf empörende Weise erschlug und jenen zum Fürsten von Edessa ausrief. So war denn Balduin im Besitze dieser

überreichen Grafschaft. Sein Gebiet erstreckte sich auf beiden Seiten des Euphrates gegen Mittag bis Salek, gegen Mitternacht bis in die Gegenden des Taurus. Auch in den Örtern an diesem Gebirge ward er bald mächtig, indem er sich mit Tafnuz, einem der mächtigsten armenischen Fürsten, in ein Bündniß einließ und dessen engelschöne Tochter Tafrene heiratete.

Während diß geschah, gieng der Herzog von der Normandie mit einem gewählten Vortrabe voraus, um den Heere den Weg zu bahnen. Diese Vorsicht war sehr von Nöthen. Denn eh sie nach Antiochien gelangten, hatten sie über die über den Fluß Orontes führende eiserne Brücke, die durch zwei Thürme und eiserne Thore befestigt war, zu ziehen. Dort trafen sie auf ernsten Widerstand; und erst nach langem blutigem Gefechte, das sie gegen den Stiefvater des Ortakiden Sokman zu bestehn hatten, welcher Emir von Antiochien war, gelang es ihnen jenseits des Orontes eine Meile von der stolzen Stadt ein Lager zu schlagen. Das Kreuzheer bestund aus 300000 Streitern, und war auch diese Anzahl geringer als die, welche Nizäa belagert hatte, so schien sie doch zur Einnahme Antiochiens hinreichend genug. Nach langem Hin- und Herreden, indem Einige erst das Frühjahr abwarten wollten, ward endlich die Belagerung zur Stunde beschloßen. Kein Mann zeigte sich auf der feindlichen Mauer, kein Kriegsgetöse erscholl. In der ganzen Stadt schien eine Stille des Schmerzes und tiefer Bestürzung zu herrschen. Doch während die Belagerer sich einbildeten, ihre Feinde sännen schon auf Übergabe, rüsteten sich diese vom Kopfe bis zur Zehe. Der Übergang von der langen dumpfen Betäubung zum plötzlichen Erwachen aber war um so schrecklicher, je unvermutheter er geschah. Fast täglich hatte das Kreuzheer furchtbare Ausfälle abzuhalten. Die Zahl

seiner Todten wuchs bald zu einer solchen Menge an, daß man nicht mehr Zeit fand sie zu begraben. Seuchen entstunden, und die Verpestung der Luft wirkte immer tödtlicher. Wie unverzeihlich man gefehlt hatte eine so riesenhafte Stadt wie Antiochien, die am See, Strome und Moraste lag, spät im Herbste zu belagern, sah man mit jedem Tage mehr ein. Von den Bergen strömten bei hereinbrechender Regenzeit Bäche ins Lager herab, so daß die Gewalt des Wassers oft Zelte, Menschen und Thiere fortriß und die schädliche Feuchtigkeit die bösartigsten Fieber erzeugte. Zu dieser außerordentlichen Noth, welche die Kreuzfahrer litten, gesellten sich noch allerlei schreckende Naturereignisse, so z. B. ein Erdbeben und ein Nordlicht, das die Nacht fast zum Tage machte. Das sahen die Kreuzfahrer als Zeichen des göttlichen Zornes über ihre Sünden an. Diese Stimmung benützte Herzog Gottfried, der schon lange mit zürnendem Blicke auf die Ausschweifungen sah, denen sich die Meisten wieder hingaben. Im Einverständnisse mit des Papstes Bevollmächtigtem Adhemar befahl er ein dreitägiges allgemeines Fasten, wie auch feierliche Umgänge und andere gottesdienstliche Handlungen. Schmausereien, Trinkgelage sowie das Würfelspiel, das er ein Satansspiel nannte, wurden wie jede Unzucht strenge verboten. Alle liederlichen Weiber trieb man auf Gottfrieds Befehl aus dem Lager.

Die Genesung Gottfrieds, dieses umsichtsvollen Mannes, war für das Kreuzheer ein großes Glück. Er überragte am Ernste eines redlichen Willens alle andern Führer, daher auch an Macht und Ansehen. Vor Allen war er es, der in die Unternehmungen Einheit zu bringen vermochte. Die Lage des Kreuzheeres verbeßerte sich auch sichtlich, als er wieder so weit genesen war, daß er sich hier und dort im Lager zeigen konnte. An einem Ge-

fechte hatte er aber seit dem Unfalle mit dem Bären keinen Antheil genommen, bis durch einen kühnen Ausfall der Türken einige tausend Ritter erschlagen und eine beträchtliche Anzahl Gefangener nach Antiochien geschleppt ward. Bohemund, der mit der gewohnten Tapferkeit gekämpft hatte, erschien ganz mit Blute bedeckt vor Gottfried und meldete ihm die Niederlage und die noch drohende Gefahr. Bei dieser Kunde erwachte in der heldenkräftigen Seele des Herzoges von Bouillon der oft bewiesene Mut wieder; und da er glaubte, daß er als Wiedergenesener bei dem Heere viel ausrichten könne, so rüstete er sich mit dem Kerne seiner Mannschaft zur schnellen rächenden Vergeltung.

In dem jetzt entbrennenden furchtbaren Kampfe legte Gottfried unglaubliche Proben nordischer Stärke ab. Sein Schwert traf wie Rolands Schwert. Denn wo er hinhieb oder stach, da zersplitterten Harnische, Lanzen und Helme. Der Boden umher, auf dem der riesenstarke Held sein mutiges Roß tummelte, glich bald einer Schädelstätte. Entsetzen ergriff die Feinde bei dem Angriffe dieses Kraftmannes, dessen blutgeröthetes Schwert in dem Drange der Gefahr und des Todes wie ein Blitzstrahl über dem Leben der Sarazenen schwebte, während er Besonnenheit genug hatte den auch jetzt wieder an seiner Seite fechtenden Guido, der bereits leicht verwundet war, bald mit dem Schwerte bald mit dem Schilde zu decken. Da warf sich einer der tapfersten und stärksten Sarazenen, der lange mit schäumender Wut den tödtlichen Erfolg von Gottfrieds furchtbaren Schwertschlägen gesehen, auf ihn, und der erste Streich, den der wütende Türke führte, schlug Gottfrieds Schild entzwei. Das ermutigte seine Gefährten, die auf's neue wieder auf den Herzog eindrangen. Doch der Mut dieses Helden wuchs stäts in Gefahren. Mit

furchtbar zürnendem Antlitze richtete er sich in die Höhe. Sein Schwert traf nun den starken verwegenen Türken so furchtbar, daß sein ganzer Oberleib bis an die Lenden gespalten auseinander fiel. Eine fast gleiche Stärke bewies auch der Herzog von der Normandie, der überall Türkenköpfe spaltete oder abschlug. „Stirb, ich weihe auf ewig deine Schandseele allen finstern Geistern!" so rief er und sah sich, so oft einer seiner Hiebe tödtlich getroffen, nach neuen Gegnern um. Der Sieg dieser Tage, die Ehre der gewonnenen Schlachten gebührte hauptsächlich dem Herzoge Gottfried. Die Kreuzfahrer aber hatten einsehen gelernt, daß sie die Übergabe von Antiochien nicht eher erwarten durften, als bis die Feinde auf's Engste eingeschloßen und aller Verbindung nach außen beraubt wären. Sie beschleunigten daher ihre Arbeiten diß Vorhaben ins Werk zu setzen. Bei jedem neuen Angriffe wuchs ihr Mut. Erst nach manchen bittern Täuschungen gelang es ihnen die Stadt zu erobern. Ein fürchterliches Blutbad machte den Schluß der hartnäckigen Belagerung. In wenigen Tagen waren die Lebensmittel, die sich noch in der Stadt vorfanden, verschlungen. Die Hungersnoth, die jetzt entstund, war eine der ärgsten, welche die Kreuzfahrer auf ihren abenteuerlichen Zügen je erduldeten. Auch die Reichsten konnten für all ihr Gold nichts mehr bekommen, so daß man zu den widernatürlichsten Mitteln seine Zuflucht nehmen muste. Hunde, Katzen und Mäuse und andere unreine Thiere wurden als Leckerbißen verschlungen. Die zähesten Wurzeln und Disteln gaben das Zugemüse. Hermann, ein deutscher Ritter, wäre vor Hunger gestorben, wenn nicht Gottfried sein fliehendes Leben zurückgehalten hätte. Ein Geier nagte an aller Herzen und verzehrte die Kraft der Sehnen. Selbst die Edelsten flehten und jammerten. Man sah

den Grafen von Flandern von Zelte zu Zelte um einen Bißen Brot betteln gehn und ohne Erquickung zurückkommen. Heinrich von Hache gab einem gemeinen Kreuzsoldaten eine Hand voll Goldstücke für ein Stück naßes Leder, an dem derselbe kaute. Auch der Herzog Gottfried, der alle seine Vorräthe ohne auf sich Bedacht zu haben vertheilen ließ, gerieth in die äußerste Erschöpfung. Dieser Held, der sich mit edler Ruhe diesen schweren Prüfungen unterwarf, ward von Allen mit Bewunderung und Ehrfurcht angestaunt. Die, welche von wütendem Hunger getrieben die todten Sarazenen ausgruben und ihr moderndes Fleisch aßen, konnten nicht begreifen, wie man bei so unendlichen Martern so gefaßt, so ruhig, so gottergeben wie Gottfried von Bouillon sein konnte.

Um die Mutlosigkeit im Kreuzheere noch mehr zu erhöhen verbreitete sich plötzlich die Kunde, daß der Fürst von Mosul Kerbogna, der ein großes muselmännisches Heer leitete, heranrücke um Antiochien zu entsetzen. Es wäre diß bereits geschehen, hätte Kerbogna nicht mit der fruchtlosen Belagerung von Edessa mehrere Wochen verloren. Da flohen manche Ritter, die man bis dahin nur als tapfer gekannt, ganz in der Stille davon. Unter diesen befand sich auch Wilhelm der Zimmermann und die sonst so mutigen Grafen Stephan von Chartres und von Blois. Mit Stricken hatten sie sich über die Stadtmauer hinabgelaßen, weshalb ihnen auch lebenslänglich der Spottname Seiltänzer blieb. Diß Kleeblatt von Ausreißern fand thätige Nachahmer. Da die Mutlosigkeit sich Mehrerer bemächtigte, ließ Herzog Gottfried darüber entrüstet durch einen Herold verkünden, daß Jeder, der ohne Erlaubniß des Fürstenrathes die Stadt verließe, als ein Ehrloser hingerichtet werden sollte. Die Namen der Entflohenen wurden an das Schandbrett geschlagen,

so daß sie es nie mehr wagen konnten sich im Kreiße der Fürsten blicken zu laßen. Darauf schwuren Gottfried, Bohemund und Raimund von St Gilles und Toulouse, so lange ein Hauch ihre Brust belebe, das Heer nicht zu verlaßen noch von dem heiligen Unternehmen abzustehn. Tankred setzte seinem feierlichen Eide noch das Gelöbniß bei die Errettung Antiochiens und die Eroberung Jerusalems, wenn er auch nur noch fünfzig Reisige hätte, nicht aufzugeben. „Die Hand," sagte Herzog Gottfried, „die uns aus dem Schlafe erhub, die des Winters Eis, des Sommers Glut bezähmt und des Meeres ungestüme Wogen wie die Wut der Stürme stillt, wird uns, wenn wir jenes allgewaltige Wesen, das diese Hand über Land und Meer ausstreckt, nicht durch feiges Verzagen, nicht durch unheiliges Leben erzürnen, gewiß das heilige Ziel unseres Unternehmens erreichen laßen. Läßt uns diese Hand," rief der fromme Kreuzheld, „nicht fallen, so ist alles Andere keiner Sorge werth. Scheidet sie aber ob unserer Schuld oder aus einem verborgenen Rathschluße mit ihrem Beistande von uns, so sterben wir in einem heiligen Lande, wo des Erlösers Leib sein hehres Grabmal hat, und die Feinde sollen wahrlich, wenn wir untergehn, keinen Grund zum Jubel haben. Vertrauet deshalb auf Gott! Wir stehn ja alle in seiner Hand. Zeiget den alten Mut in der Schlacht und vergießet über euer Sterben ferner keine Thränen mehr." Als der hochherzige Fürst so geredet, legte sich auch bei den Verzagtesten die Todesangst. Man vergaß alle Bedürfnisse. Um sich wechselsweise zu ermuntern und den Zorn des Himmels zu versöhnen wanderten Alle barfuß und das Haupt mit Asche bestreut bußfertig in den Tempel. Reue im Antlitze beichteten sie den Priestern und riefen laut unter Thränen die Barmherzigkeit Gottes an. Unter der strengsten

Andacht, unter der feurigsten Aufwallung des Herzens brachten sie die schwere Prüfungszeit hin, den Augenblick mit zitternder Sehnsucht erwartend, in welchem sich das Antlitz der Gnade ihnen wieder zukehren würde. Alle Herzen läuterten sich in diesen Stunden der Gefahr und Noth, und selbst der verstockteste Unglaube lernte beten.

In so edlem Lichte wie jetzt war der wackere Guido dem tief bekümmerten Herzoge noch nie erschienen. Denn so lange er selbst Vorrath an Speise hatte, theilte er den Hungerleidenden Alles willig mit. Als nun auch an ihm das Bedürfniß lange entbehrter Nahrung zu nagen begann, trug er mit kristlicher Ergebung das allgemeine Unglück. Litt er auch unendlich viel, so war er doch stäts bemüht seinen guten Herzog zu zerstreuen. Von glühendem Durste gequält überwand er sich und sang dem erschöpften Fürsten fromme Lieder aus der Heimat vor, die sie Beide stärkten und ihre edlen Seelen in hehrer Begeisterung über die Leiden der gebeugten Körper erhuben.

VIII

Vorsicht und Kunst läßt sich vom Zorn entraffen,
und beider Kräft' erzeugt und mehrt die Wut.
So oft das Eisen niederrasselt, klaffen
Ring oder Blech und jeder Streich ist gut.
Bedeckt mit Waffen ist das Feld, die Waffen
mit Blut bedeckt, mit Schweiß vermischt das Blut.
Blitz ist im Flammen, Donnerhall im Schatten
und Wetterschlag das Schwert im Niederfallen.
Die Völker beid' erfaßt von tiefem Schauer
seh'n diesen Kampf so grauvoll wunderbar
und schweben bald in Freude bald in Trauer,
wie Vortheil jetzt sich zeigt und jetzt Gefahr.
Und doch erhebt sich in des Kampfes Dauer
kein Wink, kein Laut bei so unzähl'ger Schaar.

Vielmehr steht Jeder still und ohne Regung
und nur das Herz bleibt zitternd in Bewegung.
Hier schaute sie den Kampf. Mit solcher Bängniß
pocht' immerfort das Herz in ihrer Brust,
daß es zu sagen schien „Der in Bedrängniß
des Todes schwebt, ist deine süße Lust.“
Sie sah des Kampfes zweifelhaft Verhängniß
vor Furcht und Angst kaum ihrer selbst bewußt.
Und immer, wenn Argant den Stahl geschwungen,
fühlt sie ihr Herz von Schwert und Hieb durchdrungen.

Tasso.

Das Gefürchtete geschah. Bald sah man von den Thürmen Antiochiens das Land weit und breit von Kerbognas zahllosem Kriegesvolke bedeckt. Gottfried und Bohemund ließen es jetzt weder an Mute noch an Vorsicht noch an Wachsamkeit noch an thätigem Eifer fehlen. Doch Viele der unter Klassen waren bereits so mutlos und so völlig stumpf, daß weder Befehle noch Drohungen sie vermochten den Schutz der Häuser zu verlaßen. Darüber ergrimmte der kraftvolle heftige Bohemund so sehr, daß er einige Häuser in Brand stecken ließ. Da ein starker Wind zu wehen begann, entstund eine größere Brunst als er gewünscht und vorausgesehen. Diß gewaltige Mittel half allerdings. Doch als nun vollends die Nachricht ankam, daß Kaiser Alexius mit dem Entsatze umgekehrt sei, da ergriff die Mutlosigkeit auch die Ritter und Edlen. Die Meisten wären geflohen, wenn nicht Gottfrieds und des päpstlichen Gesandten Adhemar mächtige Beredtsamkeit sie abgehalten hätte eine so feige Handlung zu begehn. Der Mut aber war zertrümmert. Nur ein Wunder konnte ihn wieder entflammen. Als nun die Führer sorgenschwer sannen, wie in dieser großen Noth zu helfen sei, da kam ein Priester aus Marseille Namens Peter Barthelemi von heiligem Eifer glühend zu den Führern des Heeres

und eröffnete ihnen, daß ihm zu wiederholten Malen der heilige Andreas erschienen sei und ihm ein gewisses Unterpfand von dem Schutze, dessen der Himmel von nun an die Kreuzfahrer würdigen wolle, entdeckt habe. Genauer um die Umstände befragt antwortete der Mönch, daß er das erste Gesicht während eines Erdbebens in der Nacht vor Antiochiens Eroberung gehabt habe. „Es überkam mich," sagte er, „in dem Zelte, unter dem ich allein lag, plötzlich eine solche Furcht, daß ich nur die Worte „Gott, hilf mir!" hervorbringen konnte. Nun stunden plötzlich, während heftige Stöße die Erde erschütterten, zwei Männer in leuchtenden Gewändern vor mir. Der Eine war ein Greis von mittlerer Größe. Röthliche mit Graue vermischte Haare deckten seinen Scheitel. Ein langer weißer Bart reichte ihm tief auf die Brust herab, aus seinen großen schwarzen Augen leuchtete heilige Verklärung. Der Andere war jünger, höher und schön vor allen Söhnen der Menschen. — Der ältere dieser beiden Männer," fuhr der Mönch in seinem Berichte fort, „fragte mich, was ich mache. Ich aber fürchtete mich sehr und fragte ihn, wer er sei. Er sei, so sagte er, der Apostel Andreas, und trug mir auf dem Bischofe von Pui zu sagen, er möge das Volk öfter mit dem Kreuze, das er trägt, segnen, weil das von gar großem Nutzen sei. Dann hieß er mich aufstehn, da er mir die Lanze zeigen wollte, mit welcher Longin die Seite unseres Herren durchstochen. Darauf führte mich der Apostel durch die Luft, so daß ich plötzlich in der Kirche des heiligen Petrus zu Antiochien (damals noch Moschee) stund. Hier brannten zwei Lampen, die ein helleres Licht als die Sonne am Mittage ausstrahlten; und ich muste nun nach dem Gebote des Apostels an der Seite nächst den Stufen, die von Mittage zum Altare führen, harren, während sein jüngerer

Begleiter von ferne vor den Stufen des Altares stund. Darauf fuhr der Heilige in die Erde hinab und brachte eine Lanze herauf. Als er sie mir mit den Worten „Das ist die Lanze, welche die Seite dessen durchstochen, von dem das Heil der ganzen Welt ausgegangen ist," zeigte, weinte ich vor Freuden und sagte „O Herr, wenn du gebeutst, so will ich sie forttragen und den Führern des Kreuzheeres übergeben." Doch der Apostel antwortete, ich möchte mit zwölf Männern nach Einnahme der Stadt dort nachsuchen, woher er die Lanze geholt und wo er sie wieder verberge. Dann führte er mich wieder auf dieselbe Weise von dannen. Eh ich michs versah, befand ich mich wieder unter meinem Zelte und tiefe Einsamkeit umgab mich. Da bedachte ich nun," sagte er zu den Fürsten, „meine Niedrigkeit und Eure Größe und wagte es nicht Euch zu nahen, weil ich fürchtete als ein Thor oder Betrüger angesehen zu werden." Als er so geredet, schwieg er eine Weile; dann sagte er, daß ihm seit der Eroberung Antiochiens jener Heilige zu wiederholten Malen erschienen sei, ihm seinen Ungehorsam vorgeworfen und ihn mit schweren Strafen bedroht habe, wenn er bei seinem Stillschweigen verharre. Darauf sei er, weil ihm der Mut gefehlt vor die Fürsten zu treten, nach dem Hafen Mamistra gegangen um sich nach Zypern einzuschiffen. Den ganzen Tag über seien sie mit gutem Winde hingesteuert, bis sich gegen Abend ein furchtbarer Sturm erhoben und sie binnen einer Stunde wieder in den Hafen zurück geworfen hätte. Dort sei ihm noch ein Mal der Apostel erschienen und habe ihm seine Feigheit tief entrüstet vorgeworfen, so daß er sich nun ein Herz gefaßt und den Vorgang vor den Fürsten bekannt habe.

Der päpstliche Gesandte, Erzbischof Adhemar von Pui, hielt die ganze Sache für eine Traumerscheinung; der

Priester aber erbot sich die Wahrheit darzuthun zur Feuerprobe oder zum Sturze von einem Thurme. Da ward denn auf jener Stelle, die der Mönch bezeichnete, Nachsuchung gehalten. Man grub vom Morgen bis zum Abende ohne eine Lanze zu finden. Neue Arbeiter lösten nun die ermatteten ab; doch als auch diese erschöpft den Spaten sinken ließen, sprang der Mönch heiliges Eifers voll in die Grube hinab, sank auf die Knie und flehte mit gefalteten Händen zu Gott zum Siege und zum Troste seines Volkes die Lanze zu offenbaren. Da hub er plötzlich eine Lanzenspitze empor, und Raimund von Agiles, der Augenzeuge und Gewährsmann aller dieser Dinge, war der Erste, der sie aufnahm und küßte. Nun wurden die Thore, die man während der Nachsuchung geschloßen hatte, geöffnet. Die außen Harrenden strömten ein und eine unbeschreibliche Freude bemächtigte sich aller Gemüter. Mag nun unsere Zeit über derartige Dinge urtheilen, wie sie will, so ist doch gewiß, daß die Auffindung dieser Spitze, die man ohne den mindesten Zweifel für die der heiligen Lanze hielt, ein überaus erustes und in seinen Folgen für das Kreuzheer günstiges Ereigniß war. Denn das Volk, das zuvor noch so mutlos war, daß Bohemund um es aus seiner Schlafsucht aufzuwecken Häuser anzünden ließ, verlangte jetzt von den Fürsten mit Ungestüme gegen das zahllose Heer Kerbognas geführt zu werden. Alle glaubten des himmlischen Schutzes gewiß zu sein. Deshalb stieg der Mut aufs Neue kräftig empor. Das Freudengeschrei erhub sich zu laut, zu stürmisch, als daß es der Feind nicht hätte vernehmen sollen. Man fürchtete daher einen schlimmen Erfolg und beschloß eine Gesandtschaft an Kerbogna zu schicken. Doch alle fürchteten die Grausamkeit der Türken und Niemand wollte sich zu dieser Sendung hergeben, bis endlich Peter der

Einsiedler voll kühnes Mutes in den Kreiß der Fürsten trat und sich erbot zu Kerbogna zu gehn. Die Sendung sollte jedoch mindestens aus Dreien bestehn. Es ward lange gestritten, wer sich wohl herbeiließe den edlen Mann zu begleiten. Da erklärte sich endlich Graf Helwin dazu bereit. Während er aber mit den Fürsten redete, war Guido zu dem Herzoge von Bouillon hingetreten mit der Bitte ihm zu vergönnen, daß er den frommen Mönch, den er schon seit Jahren kenne, begleite. Kaum konnte der Herzog sein Erstaunen vor dem Jünglinge verbergen, als dieser so zu ihm redete. Mit stummem Kopfnicken winkte er ihm Gewährung zu und segnete ihn. Ganz von ihrer hohen Sendung durchdrungen giengen dann die beiden Männer und der hochherzige Jüngling mit einem Dolmetscher dem türkischen Lager zu. Dort angelangt wurden sie sogleich in das prachtvolle Zelt Kerbognas, des so stolzen und reichen Emires von Mosul, geführt. Er saß in prächtigem Gewande auf einem von Gold und Edelsteinen strahlenden Throne von königlichem Pompe umgeben. Mit übermütigem Hohne blickte er auf die Abgesandten des Kreuzheeres nieder. Denn einige Stunden zuvor eingebrachte Pilger hatten schon durch ihr jämmerliches Aussehen den Spott des Barbaren rege gemacht. Doch den von hehrem Eifer durchglühten Einsiedler schreckte weder die drohende Miene, die ihm Kerbogna entgegenwarf, noch der Glanz des Hofes, der seinen prachtvollen Thron umgab, noch die zahlreichen Wachen noch die Martern, die den kühnen Abgesandten drohten. Er näherte sich mit festen männlichen Tritten und forderte Kerbogna auf durch einen Kampf von zwei gleich starken Schaaren Kristen und Türken den Streit um den Besitz von Antiochien entscheiden zu laßen, oder auch nur Einen, den er für den Stärksten und Tapfersten

aus seinem ganzen Heere achte, einem Gleichen aus dem Kristenheere zum Kampfe gegenüberzustellen. Dadurch sei, meinte der Mönch, ein großes Blutvergießen erspart. Wollte er das aber nicht, so bliebe ihm keine Wahl, als entweder ohne Verzug zu fliehen oder seinen Nacken zur wohlverdienten Strafe dem Schwerte der Kristen darzureichen. Als der Dolmetscher dem stolzen Sultane diese kühnen Worte übersetzte, stieg eine dunkle drohende Glut in seinem Gesichte auf. In sprachlosem Erstaunen ließ er den rollenden Blick auf dem unscheinbaren Manne haften. Auch die Sarazenen, die Kerbognas Thron umstunden und von Spähern erfahren hatten, in welchem kläglichen Zustande sich das Kreuzheer befände, knirschten vor Wut mit den Zähnen und starrten ihren Feldherren an, als ob sie aus seiner Miene lesen wollten, ob auch er an ihrer Gemütsbewegung Theil nähme. Dann blickten sie wieder mit den glühenden Augen den Mönch an, als wollten sie prüfen, wie solche Kühnheit mit einem so erbärmlichen Ansehen sich paaren ließe.

Kerbogna, der lange stumm dagesessen und seinen Grimm unterdrückt hatte, erhub sich jetzt mit bitterm Hohngelächter und rief „Daß das Kreuzheer bereits nur aus lebendigen Gespenstern und beseelten jammernden Gerippen besteht, wie mir meine Getreuen gemeldet, das sehe ich an dir, zerfetzter Bettler. Kehre daher zurück und sage deinen Jammergestalten, die mir in dir einen Irren geschickt, daß eine solche Sprache einer überwundenen Rotte nicht zieme.“ Peter wollte den Mund zur Rede öffnen; doch Kerbogna hieß ihn schweigen, wenn ihn nicht gelüste, daß sein abgeschlagener Kopf die Wanderung nach Antiochien allein mache. „Ich werde euch bald zeigen,“ rief der Wüterich, „daß das Land, welches ihr für euer Eigenthum ausgebet, nicht euerm Apostel Petrus, um den

ich mich so wenig als um euern Kristus kümmere, sondern lediglich nur einer elenden weibischen Volksart weggenommen ward!“ Wieder wollte Peter reden; doch der Sultan winkte, und die rasch gezückten Dolche, die über seinem Haupte geschwungenen Säbel, die auf ihn gefällten Lanzen bannten das schon auf seinen Lippen schwebende Wort wieder in die Brust zurück. Auch der Graf von St Gilles trat von Schrecken ergriffen einen Schritt zurück, und Guido, der das Leben des edlen Priesters, den er wie einen Vater liebte, in Gefahr sah, sank in seiner Angst dem übermütigen Emire zu Füßen und bat mit gefalteten Händen und flehendem Blicke um des Einsiedlers Leben.

„So, ihr Hunde!“ rief sich blähend der Barbar; „diese Stellung ist die passendste für euch, und ich fühle Mitleid gegen euch Würmer. Höret denn, wie gnädig ich gegen euch sein will.“ Wieder winkte er seinen Sklaven, die noch immer den Einsiedler bedrohten, und sie senkten die Waffen. Dann sprach er in gemildertem Tone „Saget den Euern, daß wenn sie ihren lächerlichen Glauben abschwören und den wahren Gott und seinen Profeten Mohamed anerkennen wollen, so werde ich vergeßen, daß Antiochien, wo sie der Hunger hinraffe, mein Eigenthum sei, wolle ihnen Brod, Kleider, Waffen, Pferde, Weiber und Alles, was sie nöthig hätten, verschaffen. Saget ihnen das; doch mit dem Bemerken, daß sie sich nicht lange bedenken dürfen, weil ich nicht immer gleich gnädig gestimmt sein möchte. Richtet das aus und saget noch, daß Kerbogna anders sprechen werde, wenn die Hungersnoth sie mit Stricken um den Hals gefeßelt zu den Stufen seines Thrones führe. Saget, daß sie dann nur zwischen Ketten und Hunger die Wahl haben und einsehen würden, daß ihr Gekreuzigter, der sich selbst nicht

vom Kreuze befreien konnte, auch sie nicht von der Gefangenschaft und dem Martertode befreien werde. Der Einsiedler verhüllte das Antlitz, als er diese Lästerung vernahm. Das Herz drohte ihm zu brechen. Er suchte nach einer Antwort; doch zu sehr erschüttert konnte er keinen Laut hervorbringen. Da sprang Guido, der bis dahin in dumpfer Betäubung vor Kerbogna gekniet hatte, mit einem Schreie der Entrüstung von den prachtvollen Teppichen auf. Schon da, als der stolze Türke die Gesandten in seinem wilden Übermute Hunde genannt, zuckte es siedend heiß durch Guidos edle Brust. Doch als der Wüterich nun Kristus lästerte, zog der Schauer eisig kalt durch des Jünglinges fromme Seele und entflammte sie zu hohem Mute. Es galt nun dem Ungläubigen gegenüber den edlen Kristen zu zeigen und zu beweisen, daß die, die an den Heiland glauben, nicht aus Furcht vor Martern ihren Erlöser beschimpfen lassen. „Vermeßener Lästerer!" rief auf ein Mal der Jüngling, „fürchte den Zorn des Himmels. Glaubst du, daß ich vor deiner Größe mein Knie gebeugt? Du irrest. Ich kniete nur für jenen bittend!" (Dabei zeigte er auf Peter den Einsiedler hin, der den mutigen Jüngling in starrem Erstaunen anblickte.) „Nur dem frommen Leben dieses Mönches, den nicht deine Gewalt, wie du wähnst, sondern nur deine Gottverlaßenheit, in der du den Heiland gelästert, so tief erschütterte, galt meine Bitte. Du schaltest uns Hunde, du wohlgenährter giftiger Wurm! Doch rathe ich dir vor dem scharfen Gebiße dieser Hunde deinen mit Flitterstate umhängten Leib zu wahren."

Die Sarazenen, die den Thron umstunden, bebten, und Kerbogna starrte vor Wut ganz sprachlos auf den kühnen Sprecher nieder. Nach einer Weile fragte er „Wer bist du, junger Mensch?"

„Ein Krist, und der Schildknappe des Herzoges Gottfried von Bouillon. So steh ich doppelt hoch in deinem Hasse.“

„Träumerischer Bube, bilde dir nicht ein, daß mein Haß zu dem Einzelnen herabsteige. Ich hasse euern Glauben und euer ganzes Volk. Doch du gefällst mir. Sage an, sind Viele wohl so kühn, als du, in euerm Heere?“

„So fühlen Alle,“ entgegnete Guido; „und sprechen sie durch Worte sich nicht aus, so thuns die Heldenmänner mit dem Schwerte.“

„Das ist mir lieb. Den Leuen freut kein Sieg über Esel und niedriges Gethier, wohl aber über Panther, Tiger, Leoparden. So geht's dem Helden auch, den nur der Sieg über Helden freut. Doch zweifle ich, ob sich in euern abgezehrten Haufen ein solcher noch befinden möge.“

„In ein Paar Tagen wird Kerbogna anders denken,“ lächelte der Jüngling voll Zuversicht. „Daß du dich aber selbst einen Leuen, einen Helden nennst, davon zeigst du gerade das Gegentheil. Ein Held bedroht den Einzelnen nie mit Tod und Martern. Er braust nicht wie ein ungezogener Knabe wild und lärmend auf, ist kalt, voll Ernst, besonnen, und zeigt sich nur in der starken That.“

Immer dunklere drohendere Glut stieg in dem Gesichte des Türkenherrschers auf. Nach einer unheilvollen Stille fragte er den Schildknappen ganz nahe zu sich heranwinkend „So hältst du also einen Sieg über meine wohlgerüstete Macht für möglich, für gewiß?“

„Für möglich ja,“ entgegnete Guido mit edlem Ernste; „denn was wäre bei Gott nicht möglich, wenn er will. Gewiß jedoch ist nur das, was vorüber und geschehen.

Denn niemals weiß der Mensch, der Wurm im Staube, was Gottes Wille ist. Siegst du auch, so sterben wir doch für den wahren Glauben und siegen dann im Sterben über dich."

„Ja, sterben sollt ihr alle," schnob Kerbogna, „die ihr mit rasendem Entschluße eine Fahrt über Abgründe und tausend drohende Gefahren, wo alle Bahnen nur zum Tode führen, unternommen. In wilden Strudeln sollt ihr untergehn und die Gegenwart wird das Heer von Abenteurern, die sich Vorderasien unterwerfen wollen, verlachen, die Nachwelt sie vergessen."

„Das glaube nicht, Barbar. Dieser Kreuzzug unter dem Herzoge von Bouillon wird als ewiger Stern im Buche der Zeiten strahlen. Denn die Absicht dieses Zuges ist eine reine, eine heilige; doch euerm Thun wird die Nachwelt fluchen und euch das Brandmal roher Wut und Tirannei aufdrücken. Jenseits vor dem Throne Gottes, wo der zur Rechten seines Vaters sitzt, den du gelästert, wird sich's erst entscheiden, wer hier die Schlachten gewonnen und wer den schönsten Siegeskranz errungen."

„Du lästerst also den Propheten, Bube?"

„Das thue ich nicht. Er mag ein kluger Mann gewesen sein und manches Gute für euch nach seinem Sinne eingerichtet haben. Doch bleibt er immer nur ein Mensch und gegen Kristus, den Stifter unseres Glaubens, ein ohnmächtiges Geschöpf." Als Guido gesprochen, erhuben die Türken ringsum ein Wutgebrüll, ein klägliches Geheul. Auch Kerbogna zuckte wie vom Blitze getroffen zusammen. Er faßte dann grimmig den jungen Kristen, der dicht vor ihm stund, bei den schönen lang gelockten Haaren und schleuderte ihn so wütend nieder, daß die Stufen seines Thrones dumpf erdröhnten. Mit bebender Hast griffen die Sarazenen nach dem Unglücklichen, und

hätten ihn in Stücke zerrißen, wenn nicht ein drohender Wink ihres Gebieters sie zurückgewiesen hätte. „Wer mir diesem Kristenhunde nur ein Haar verletzt, dem laße ich das Mark mit glühendem Drahte aus den Knochen brennen!" rief der Wüterich. Dann zu Peter dem Einsiedler und dem Grafen Helwin gewendet knirschte er: „Fort, ihr Bettler! Saget euerem Herzoge Gottfried, daß ich gesonnen bin den letzten Mann von seinem Heere zu erschlagen und weder Weib noch Kind zu schonen. Saget ihm, daß sein frecher Knappe unter den langsamsten entsetzlichsten Martern hier verbluten werde, und daß ich aus seinen Sehnen einen Strick drehen laße um seinen Herren, euern gepriesenen Herzog Gottfried von Bouillon, fällt er mir lebendig in die Hände, damit an den Galgen zu hängen. — „Schweig," brüllte er den Einsiedler an, der von Schauer, Schmerz und Kränkung ergriffen nicht länger an sich halten konnte und eben den Mund zum Sprechen öffnen wollte, „oder ich laße dir die freche Zunge aus dem Halse reißen und dich beim Allah blenden, wenn du es wagst den unverschämten Blick noch ein Mal auf mich zu heften. Bringt sie fort, oder ich erwürge Beide mit eigener Hand."

„Gott segne dich, mein Sohn," rief der fromme Vater dem armen Guido zu. Er wollte ihn noch ein Mal in die Arme schließen; doch die Fäuste der Barbaren hatten ihn schon erfaßt und rißen ihn und den wackern Grafen hinweg.

„Grüßt mir meinen lieben Herzog und sagt ihm, daß ich ihm und meinem Glauben treu sterben werde." So rief der fromme Jüngling den um ihn Trauernden nach. Als er aber ihre Stimmen nicht mehr vernahm, faltete er gottergeben die Hände und blickte zum Himmel empor. Kerbogna übergab nun Guido, der das Opfer seiner

Rache werden sollte, dem grausamen Emire von Karageth, dessen Willkür auch eine Anzahl Pilger, die man erst vor einigen Stunden eingebracht, überlaßen wurden. Diese blutdürstige Hyäne sollte nun auf ausgeklügelte Martern sinnen, was er auch mit echtem teuflischem Grinsen versprach. Mit Stricken an den Hälsen, Füßen oder Händen an einander gebunden lagen und knieten die unglücklichen Pilger auf der Erde und schauderten, als der Blick Kerbognas und des wilden Emires von Karageth sie traf. Ungefeßelt wurde Guido unter die Zahl der Leidensbrüder gestoßen, damit er den Übergang zu den Martern schärfer empfände. Wehmütig grüßte er die Leidensgefährten, die theils still weinten, theils mit Ruhe und Entschloßenheit auf das Ende ihrer Qualen harrten. Auch Frauen waren unter ihnen, deren todähnliche Mienen bereits von Abwesendheit des Geistes zeigten. Nur leise glomm in ihnen noch das Flämmchen des Lebens. Ein frommer Eifer hatte das kleine Häuflein von dem Abendlande hergeführt. Überall hatten sie von den Siegen der Kreuzfahrer gehört; und so waren sie denn in der Hoffnung dort das befreundete Kreuzheer zu treffen nach Antiochien hingepilgert. Wie groß war daher ihr Erstaunen und der Schrecken, als sie plötzlich von einem herumschweifenden Türkenhaufen ergriffen und in Kerbognas unermeßliches Lager geführt wurden! Nun lagen sie dort als aufgegebene Beute und sahen auch die kristlichen Brüder in Antiochien dem Untergange nahe. Dieser Übergang von freudiger Erwartung zum hoffnungslosesten entschiedensten Unglücke war zu schroff, als daß er die Gemüter nicht hätte beugen sollen. Besonders die Frauen lagen wie erloschen da und schlugen nur von Zeit zu Zeit die in Thränen schwimmenden Augen auf. Doch sobald ihr Blick die schadenfroh sie anstarrenden Türken traf, so schauderten sie zu-

sammen und suchten ihre Gesichter an den Herzen ihrer Männer, Brüder oder Verwandten zu bergen. Nur eine zarte Jungfrau, die vor allen Anwesenden schön war, blickte unaufhörlich in heftiger Gemütsbewegung nach Guido hin, während ein würdig aussehender Greis, der neben ihr auf der Erde saß, von Zeit zu Zeit gar leise, jedoch, wie seine Miene zeigte, sehr ernst mit ihr sprach. Da gewahrte Guido, der von ungefähr das Haupt wandte, jene Beiden. Er erbleichte, ward im ganzen Gesichte roth und wieder bleich, und mit dem Rufe „Klärchen! so sehen wir uns wieder!" stürzte er nach der Stelle hin, wo nun auch die Jungfrau nach ihm die Hände ausstreckte und unter Schmerz und Wonne seinen Namen rief.

Klara hatte den ganzen Auftritt, den Guido mit dem Wüteriche Kerbogna gehabt, mit angesehen; und nur ihr Begleiter, ein würdiger alter Mann, hatte sie durch Bitten und Vorstellungen bewogen ihre Anwesendheit durch keine Bewegung, keinen Laut zu verrathen. Wenn auch mit blutendem Herzen, so gehorchte sie doch, bald von Wonne bald von Schrecken und Schauer durchströmt, dem klugen Rathe des würdigen Alten. Als nun aber Guidos Blick sie traf und seine Stimme ihren Namen rief, da war alle Faßung dahin. Nach so langen Drangsalen und Gefahren, nach so vielen Leiden und Qualen sahen sie sich endlich in jenem Augenblicke wieder, wo der Tod sein finsteres Loß über sie werfen sollte. Brust an Brust weinten sie nun die vielgeprüften Seelen aus, und schneller, als es Worte vermocht hätten, sagten es ihnen die Blicke, was sie gelitten, was sie in diesem Augenblicke fühlten.

„Faßung, meine Lieben!" flüsterte in edler Besorgniß der Greis, welcher Klara ihrem Wunsche gemäß aus dem Abendlande hieher geleitet, ihnen zu. „Still, meine Lieben!

die wachehaltenden Türken haben euer Erkennen noch nicht bemerkt.“ So war es auch; denn die Ungläubigen in ein heiteres Gespräch vertieft kümmerten sich nicht um die Gefangenen, die man dem Tode geweiht. Guido erschrak jetzt selbst vor seiner Unbesonnenheit; denn hätte Kerbogna oder der blutdürstige Emir von Karageth nur eine Ahndung gehabt, wie theuer ihm diese Jungfrau sei, sie hätten gewiß das Empörendste ersonnen um sie vor Guidos Augen ihren viehischen Lüsten und Grausamkeiten zum Opfer zu bringen. Diese Befürchtung fiel mit Zentnerlast auf seine Brust. Leise drückte er ihr die Hand. Mit scheuem Bangen blickte er ihr noch ein Mal in's Auge; dann kroch er unter stürmischem Herzschlage von der Stelle hinweg, wo Klara mit gebundenen Händen an der Seite des Greises saß. Von Zeit zu Zeit warfen sie sich noch ermutigende Blicke zu; doch als die Wachen bei dem eintretenden Abende verstärkt wurden, so schlugen sie um sich nicht zu verrathen die Augen nieder und legten ihr Verhängniß in die Hände des Schicksales. Guido, der zuvor schon seine Rechnung mit der Welt geschloßen hatte, war jetzt wunderbar ergriffen, und obgleich sich kein Hoffnungsstern zeigte, so flehte er doch voll Vertrauen mit stäts wachsender Hoffnung den Himmel um Rettung an.

Während dieser Vorgänge war der Einsiedler mit dem Grafen Helwin nach Antiochien zurückgekehrt. Schon beim Eintritte empfieng und bestürmte sie das Volk mit Fragen. Gottfried, der auf ihren Gesichtern keine gute Botschaft las und auch Guido auf den ersten Blick vermißte, nahm Beide von den Haufen hinweg und führte sie in sein Zelt. „O mein Guido, mein edler Guido!“ rief der gute Fürst ein über das andere Mal aus, als ihm Peter unter Thränen des Schmerzes und der Ent-

rüstung des beherzten Jünglinges unglückliches Geschick erzählte. Sogleich ließ der empörte Herzog durch einen Herold dem Volke verkünden, daß mit dem anbrechenden Morgen ein entscheidender Kampf auf Tod und Leben gegen die Ungläubigen gewagt werden solle. Mit Jubel vernahm das Kreuzheer, dessen Mut durch die Auffindung der heiligen Lanze wunderbar gestärkt war, diese Botschaft auf, und noch in derselben Nacht stellten sich die Fürsten an die Spitze ihrer Völker. Am Morgen darauf, dem Tage vor dem Feste Peters und Pauls, ertheilte der Erzbischof Adhemar von Pui den Fürsten, Rittern und Gemeinen den heiligen Segen. Dann steckte man unter dem Schmettern der Pauken und Trompeten auf dem höchsten Thurme ein schwarzes Banner auf und gab somit Kerbogna das Zeichen, daß die Kreuzfahrer aus dem Brückenthore ausfallen würden. Auch in dieser bösen Lage wollte Gottfried offen zu Werke gehn und ließ eine schwarze Fahne nur deshalb aufstecken um den furchtbaren Kampf auf Tod und Leben zu bezeichnen. Das böse Geschick des Knappen hatte den heldenkräftigen Mann mehr erschüttert, als ein verlornes Treffen. Denn er liebte den Braven wie sein eigenes Kind. Hoch entzückte ihn der Mut des Jünglinges, der, wie ihm Peter sagte, so kühn zu Kerbogna geredet. Der Gedanke, daß es etwa möglich sei ihn noch von grausem Martertode zu befreien, beschäftigte ihn jeden Augenblick. Waren die Kreuzfahrer durch Hunger und sonstige Drangsale auch sehr herabgekommen, so waren sie doch auch auf das Höchste begeistert und entschloßen für den von Kerbogna gelästerten Kristus zu siegen oder auf ihn vertrauend zu sterben. Das wuste der Herzog und rückte, als er das Heer zur Ehre der heiligen Apostel in zwölf Haufen abgetheilt, durch das Brückenthor in das Blachfeld hinaus.

Das Vorbrechen solch einer gewaltigen Macht, wie das Kreuzheer troz der erlittenen Verluste noch immer war, forderte, da es über eine Brücke geschehen muste, viel Zeit, und ein geschickter Feldherr hätte daraus Nutzen gezogen und die Anrückenden stäts mit Übermacht erfolgreich angegriffen, ja selbst vernichtet. Das ward auch dem des Sieges sich ganz gewiß dünkenden Kerbogna von seinen Emiren gerathen; doch der spielte ohne sich von seinen Polstern zu erheben gemütlich Schach. „Laßet sie Alle kommen, auf daß Keiner in der Stadt zurück bleibe, Keiner unsern Säbeln entrinne.“ So rief der übermütige Thor gähnend und erwartete statt anzugreifen und einen gewissen Sieg zu erfechten auf seinem weichlichen Lager das Kreuzheer.

Nach ihrer Gewohnheit empfiengen die Sarazenen das Kreuzheer mit einem Hagel von Pfeilen; doch der heftig wehende Wind machte ihre Kunst zu Schanden, und bald richteten die breiten Schwerter der Kristen ein großes Blutbad unter ihnen an. Den meisten Widerstand leistete Sockman der Ortakide, den die Ägypter aus Jerusalem vertrieben. Wie eine Mauer hielt er den ungestümen Angriff Reinhards von Toul ab. Von seinem Mute angefeuert fochten auch die Fürsten von Damask, Haleb und Hauran gegen Bohemunds und Tankreds tapfere Schaar. Jetzt erst, als Bote über Bote in Kerbognas riesiges Zelt eilte und berichtete, daß die Emire, die den Angriff eröffnet, bereits wichen, sprang er heftig auf, ließ ihnen die Köpfe abschlagen und griff endlich selbst nach Panzer und Waffen. Doch als er sich nun umschaute und die wohlgeordnete lange Heersäule der Kreuzfahrer so wie die schwarze Fahne auf dem Thurme erblickte, da erwachte, jedoch zu spät, sein Sinn. Er vermutete den verzweifeltsten Kampf von den Kreuzfahrern

und befürchtete, daß er, wie er sich ausdrückte, mit Beseßenen werde streiten müßen, so daß er jetzt gerne bereit gewesen wäre den Streit um Antiochien durch den Kampf einiger tapferer Männer entscheiden zu laßen. Als er so sann, brüllte bereits laut die Schlacht und das Kreuzheer rückte mit einer Kraft, mit einem Heldenmute heran, wie es Kerbogna nimmer vermutet hätte. Da ließ er eilig Guido vor sich führen und kündigte ihm an, daß er frei zu seinem Herzoge zurückkehren und ihn, wie er es ja selbst zuerst gewünscht, um dem furchtbaren Blutbade Einhalt zu thun bewegen solle, nun den Kampf durch eine gewisse Zahl auserwählter Streiter von beiden Seiten entscheiden zu laßen. „Das sage deinem Herzoge!" rief Kerbogna; „doch vergiß nicht hinzuzusetzen, daß, wenn er jetzt meinen Vorschlag nicht annimmt, ich das Kind im Mutterleibe nicht schonen werde und die Gefangenen, die in meinem Lager sich befinden, alle eines entsetzlichen Todes sterben laße."

So mächtig wie jetzt hatte Guidos Herz niemals geschlagen. Auf allen Seiten war bereits der wütendste Kampf entbrannt. Das Klirren der Schwerter und Schilde dröhnte wie das Rollen des entfernten Donners in Kerbognas Zelt. Der Jüngling sah die schwarze Fahne auf der Mauer wehen. Bei diesem Zeichen, das sich Alles zum Siege oder Tode gerüstet habe, erwachte Mut und Hoffnung mit allgewaltiger Kraft in seiner Seele. „Du siehst, Kerbogna, daß du gegen keine Gerippe und feige Bettler zu streiten hast. Glaube mir, der Erlöser, den du gestern gelästert, verleiht den Kristen den Sieg." So sprechend eilte der, der mit dem Tage den Martertod erwartet, nun frei von dannen. Die Hoffnung, daß vielleicht auch die Gefangenen und mit ihnen die tief betrübte Klara, eh die Sonne sänke, frei werden könnten, trieb

ihm das Blut rascher zum Herzen und spornte ihn zu ungestümer Eile. Schon stund er an der letzten Türkenreihe, die eben verschnaubend und mit blutigen Wunden aus dem Treffen kam. Da erblickte er jenseits den Herzog selbst im blendenden Waffenschmucke auf einem erbeuteten Türkenpferde. Wie immer so strahlte auch jetzt sein Schild, an dem ihn Jeder erkannte, gleich einer Sonne. Windschnell eilte Guido über den Plan, und eh der erstaunte Herzog wuste, wie es geschah, sank der Erschöpfte mit dem Rufe „O mein Herzog!“ vor ihm nieder. Der Herzog war so erfreut, daß er vom Pferde sprang und den schon verloren Geglaubten von Rührung und Freude ergriffen in die Arme schloß. „Komm an mein Herz, du edler wackerer Jüngling!“ rief er in stürmischer Bewegung aus. „Solch einen Adelsbrief, wie du ihn in Kerbognas Zelte durch deine edle kühne Rede erworben, schreibt dir kein Fürst mehr in der Welt. Solche That belohnt die Stimme des Jahrhundertes. — Bleib knien!“ rief er dann dem Jünglinge zu, als sich derselbe erheben wollte um seine Botschaft an ihn auszurichten, und zu den Großen, die ihn umgaben, sprach er „Tretet näher, ihr Edeln.“ Lächelnd bildeten diese, die nun wohl wusten, was folgen würde, einen Kreiß. Gottfried zog sein mächtiges Schlachtschwert und ertheilte Guido, der schon oft gar ritterlichen Mut bewiesen, den Schlag, der ihn zum Ritter weihte. Tankred und Rinald waffneten nun den neuen Ritter mit dem schönsten Panzer und Waffenschmucke. Als Guido nun völlig gerüstet, auf dem Haupte den von stolzem Federschmucke umwehten silbernen Helm, angethan mit einem Panzer von gleich edlem Erze, über den ihm die Fürsten einen bis auf die Knie reichenden lichtblauen Überwurf von Samte gezogen, in der Linken einen blanken strahlenden Schild, in der Rechten das

wie ein Blitz funkelnde Schwert, mit sichtlichem Wohlgefallen vor dem ihn musternden Herzoge stund, da gefiel Allen seine edelgebildete kräftige Gestalt. Jetzt erst fragten sie, wie es ihm gelungen Kerbognas Tigerklauen zu entgehn. Als er sagte, welch eine Bewegung ihre ersten so erfolgreichen Angriffe auf den Barbaren hervorgebracht und wie er jetzt den Kampf entschieden zu sehen wünschte, da jauchzten Alle laut und faßten stärker die Griffe ihrer Schwerter. Der Herzog sah, daß Guidos Brust, obgleich seine Wangen vor Freude und Begeisterung leuchteten, ein Geheimniß barg. Er nahm ihn daher liebreich auf die Seite. Der Jüngling, den es ohnediß schon drängte dem fürstlichen Gönner das, was in seinem Innern vorgieng, zu eröffnen, sagte ihm nun, wie er unter den gleich Thieren geknebelten und gebundenen Gefangenen sein Bäschen, die wunderholde Klara, getroffen habe. „O hoher Herr, der Ihr Euch mir stäts so gnädig bewiesen,“ bat der aufgeregte Jüngling, „vertrauet mir in diesem Kampfe ein Fähnlein an. Da Ihr mich durch den Ritterschlag so hoch geehrt, so möchte ich mich der Gnade würdig zeigen. Auch möchte ich, offen sei es gestanden, die engelgute Jungfrau, die ihre Sehnsucht nach dem heiligen Lande und, wie mich deucht, auch nach mir hergeführt, wenn anders Hilfe möglich ist, erretten.“

„Dein Wunsch sei dir gewährt,“ sprach der Herzog, der die stürmischen Gefühle des Jünglinges wohl zu würdigen verstund. „Zieh hin, erkämpfe dir die Braut, die, ist Jerusalem, der Lohn unserer Mühen, erreicht, des Priesters Segen dir antrauen soll. Ein treues Weib wird sie gewiß, da ihre Sehnsucht so mächtig war vom fernen Abendlande durch Noth und jegliche Gefahr dir bis hieher zu folgen. Nimm die Versicherung, wackerer Guido, daß es mich hoch erfreuen wird, wenn ich euch dort in

Jerusalem am heiligen Grabe vereint beten sehe. Jetzt geh mit Gott, du junger mutiger Ritter. Der Himmel schütze dich wie unsere Banner."

Guido wuste nicht, wie er dem edlen Fürsten für seine Liebe, für sein Vertrauen danken sollte. In stummem Entzücken schwang er mit der Rechten das Schwert, erhub die Linke wie zum Schwure und empfieng nun von des Herzoges Waffenträgern eine Lanze. Um diese schöne Waffe hatte er schon längst die Ritter beneidet. Als er sie jetzt in der starken Hand hielt, schlug ihm stürmisch das Herz.

„Zu Pferde jetzt, mein Sohn!" rief Herzog Gottfried, dem des Jünglinges freudig stürmische Bewegung die eigene schöne Jugendzeit zurückrief. Nach des Herzoges Willen erhielt er nun wie Jeder aus dem Häuflein, das ihm folgen sollte, eines der den Sarazenen in großer Anzahl genommenen Pferde. Daß Kerbogna sähe, wie hoch er seinen Schildknappen schätzte, gab er einen der vornehmsten Emire, die in seine Hand gefallen, frei und ließ dem stolzen Wüteriche durch ihn sagen, wie Kerbogna zuvor seine Vorschläge verworfen, so verwerfe er jetzt die seinen. Von allen Seiten entbrannte dann wieder die Schlacht.

Grausam wie ein Tiger und schlau wie eine Schlange sann nun Kerbogna auf Kunstgriffe den Feind einzuschließen. Denn seine Macht war wenigstens zwei Mal so groß als die der Kreuzfahrer. Auch verließ er sich neben der Mannschaft von acht und zwanzig Emiren auf drei tausend Agulanen. Es waren diß Reiter, die wie ihre Pferde vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt und gepanzert giengen. Diesem festen unüberwindlichen Haufen wollte er das schwerste Stück Arbeit geben. Sie sollten nach allen Seiten durchbrechen, während die Emire

mit ihrer Mannschaft die Kreuzfahrer einschließen und theils gegen die Mauer von Antiochien theils gegen das Gebirge zurück drängen sollten. Er selbst stellte sich auf eine erhöhte Bergspitze um von da aus das Ganze zu leiten. So klug aber diese Anordnungen auch waren, so siegte doch der schwärmerisch erhobene Mut der Kreuzfahrer über die Übermacht. Wo Herzog Gottfried mit gesenkter Lanze oder mit hochgeschwungenem Schwerte in die Reihen sprengte, da geschahen Wunder der Tapferkeit, so daß die Sarazenen, die sich keines solchen Widerstandes versehen hatten, in Unordnung geriethen und bald auf verschiedenen Seiten die Flucht ergriffen. Mit gleicher Tapferkeit fochten Bohemund und Tankred, besonders aber Hugo. Da gerieth Kilidge Arslan auf den Einfall Werg und andere leicht brennbare Stoffe anzünden und auf das dürre Gras der Ebene werfen zu laßen. Dadurch entstund ein starker Brand, und das Kreuzheer, das den Wind gegen sich hatte, ward so sehr von Rauch und Flammen eingehüllt, daß es um nicht zu ersticken zu weichen begann. Da drang der Sultan fürchterlich vor und brachte die Glieder der Kreuzfahrer in Unordnung. Schon glaubte er sich des Sieges vollkommen gewiß, als ein Häuflein Geharnischter vom Gebirge herabsprengte. Dem mutigen Fähnlein jagte ein schmucker stattlicher Ritter in glänzender Silberrüstung, über die ein lichtblauer Überwurf faltig niederhieng, weit voran. Hoch wehte sein stolzer Helmbusch. Wer ihn so auf dem schäumenden Hengste mit eingelegter Lanze fest im Bügel wie einen Erzguß mitten in die Gefahr sprengen sah, der glaubte ein überirdisches Wesen zu erblicken.

„Seht den Ritter St Georg!“ erhuben sich da mehrere Stimmen. Aller Blicke waren auf den von blendendem Sonnenglanze umfloßenen Ritter gerichtet. Als jetzt

auch die abergläubischen Türken haufenweise vor ihm flohen, so erhub Graf Raimund von Toulouse die heilige Lanze, und auf seinen Ausruf „Der Himmel steht uns bei!“ folgte das allgemeine Feldgeschrei „Gott will es haben!“ und Jeder, der sonst feige, stürzte jetzt mit der Todesverachtung eines gebornen Helden in das lärmende Getümmel der blutigen Feldschlacht.

Über diese plötzliche Erscheinung und über die Herzhaftigkeit, die sie den Kristen einflößte entsetzten, sich die Türken. Während von Antiochien her ein betäubender Zuruf von Weibern und Kindern erscholl und die Priester von den Mauern aus fortwährend die Kämpfer segneten und um den Sieg zum Himmel flehten, drangen Hugo, Tankred, Bohemund, der Graf von Flandern und Herzog Gottfried, der in der Mitte focht, unaufhaltsam vor. Die Flucht der Türken war bald allgemein. Nur der Emir von Karageth, um den sich ein kühner wilder Haufen gesammelt, hielt noch mit verzweifelter Tapferkeit Stand und gab eben, da er Alles verloren sah, den unmenschlichen Befehl die Gefangenen zu morden. In diesem Augenblicke sprengte der Ritter, in welchem die Meisten eine überirdische Erscheinung zu schauen wähnten, pfeilgerade auf den Emir los, der vom Fuße bis zur Zehe gepanzert gleichfalls mit einer langen Lanze um sich schlug und stach. Als Beide die Rosse einander entgegen wandten, sich fester in die Bügel setzten und die mit Eisen beschlagenen Stangen gegen einander senkten, da schwieg ringsum der Kampf und Türke wie Krist blickte auf die Beiden, die nun in wildem Rosseslaufe sich entgegenstürmten. Die Lanzen brachen von der Wucht des Stoßes, und während die Splitter sausend durch die Lüfte flogen, stürzten die Pferde durch den ungeheuern Anprall nieder. Eh die mutigen Rosse wieder aufgesprungen, hatte das

große Kämpferpaar die Bügel verlaßen. Das Schlachtschwert ziehend folgte nun dem Hiebe des Gegners die bewehrte Rechte, dem Schritte der Fuß und dem Blicke das flammende Auge des Gegners nach. So wechselten sie sich stäts umkreißend wohl hundertmal Auslage und Stellung. Da holte der wütende Emir des langen Kampfes müde zu sicher tödtendem Schlage weit und mächtig aus. Doch in demselben Augenblicke traf des Kreuzritters breites Schwert verwundend des Barbaren Hüfte. Bei dem Anblicke des eigenen Blutes brüllte der wilde Karageth gleich einem Waldesungethüme und stürzte sich von Schmerz und Wut ganz toll die Zähne fletschend auf den edlen Gegner. Doch Schlag auf Schlag, Wunde auf Wunde traf den Türken, der nun vor Ingrimme fast von Sinnen mit der kaum zu ermüdenden Kraft des Armes blitzschnell mit dem Säbel kreißte und auch den Kreuzritter zu gleichem Rasen zwang. Da schlug ein Hieb des Türken den Helm des Ritters in zwei Hälften. Doch mutig schüttelte dieser das unverletzte Lockenhaupt, und als sei er unverletzbar, drang er auch ohne den Schutz des Hauptes auf den mit Blut und Schweiße bedeckten Emir ein. Eh die Kreuzritter, die in dem noch kurz zuvor für den heiligen Georg gehaltenen Fechter nun den zum Ritter geschlagenen Guido erkannten, sich von ihrem Erstaunen erholten, erdrönte das Panzerhemd des Türken von einem mit der letzten Kraft geführten Hiebe. Die glänzenden Stahlringe flogen klingend weit umher; des Barbaren Haupt und Schulter fielen abgehauen auf den Rasen. Diese That rief die Türken zu wilder Flucht und das Kreuzheer zum erneuerten Angriffe. Der Sieg war nun entschieden und die Beute eine unermeßliche. Während Alles jubelnd den Fliehenden nachsetzte, löste Guido Klaras Feßeln, welche mit banger

Besorgniß unter stürmischen Herzensschlägen das Verhängniß des Bedroheten mitangesehen hatte. So oft der Emir das Sarazenenschwert geschwungen, war es ihr als durchdrängen Hieb und Stich ihre eigene Brust. Der in der Bedrängniß des Todes Schwebende war ja ihr Einziges, ihr Alles. Der Übergang von Todesgrauen, Angst und Bangen zu überseligem Entzücken war ein zu gewaltiger, als daß die nach so langen furchtbaren Leiden und Gefahren Wiedervereinten sich jetzt hätten sagen können, was sie fühlten. Doch das erste Gefühl, das in den Herzen der Geretteten aufstieg war — Gott zu danken. In dieser heiligen Empfindung sanken sie in dem Kreiße der geretteten Pilger, unter denen schon blutiger Mord gewütet, auf die Knie nieder. So traf sie Herzog Gottfried. Die Fürsten, die bald vom Verfolgen des Feindes nachgelaßen, und Alle, die zuvor von tiefem Schauer erfaßt den so grauenvoll wunderbaren Kampf zwischen dem edeln Guido und dem riesenstarken Emire geschaut, drängten sich jetzt zu dem wackern Kämpen hin ihm zu dem Siege über den Erlegten Glück zu wünschen. Am längsten schwieg Herzog Gottfried; doch am meisten freute sich sein großes Heldenherz, als er den Jüngling und die Jungfrau sah, die sich hier auf dem Felde des Todes so traulich wie einst in der heimatlichen Hütte auf Bouillon einander gegenüber stunden. Lächelnd lud er die dort versammelten Edeln ein ihm in das überreiche und prächtige Zelt Kerbognas, das auf allen Seiten von Gold und Silber glänzte und bequem zweitausend Mann faßen konnte, zu folgen. Hier dankte er im Namen des großen heiligen Zweckes den Fürsten, Edeln und Rittern für ihren bewiesenen Mut. Als darauf der vor Freude und Rührung zitternde Peter der Einsiedler die von einem gnädigen Walten so wunderbar Zusammengeführten ver-

lobte, stund jeder der Anwesenden wie vorher bei dem Zweikampfe ohne Laut und ohne Regung still. Nur die Herzen blieben zitternd in Bewegung.

IX

Auf zweien Hügeln ist die Stadt erhoben
ungleicher Höh' einander zugewandt.
Ein Thal, das in die Mitte sich geschoben,
trennt wie die Stadt so beider Hügel Wand.
Drei Seiten führen mühsam nur nach oben.
Die vierte steigt kaum merklich auf vom Land.
Doch ist die ebne Seite, die gen Norden,
durch hohe Mauern um so fester worden.
Der edle Jordan störmt auf jener Seite,
wo man erblickt des neuen Tags Beginn.
Gen Abend streckt sich bis in ferne Weite
des Mittelmeeres sand'ges Ufer hin.
Gen Nord liegt Bethel, die Altäre weihte
dem goldnen Stier; Samarja weiterhin;
und da, woher der feuchte Sündwind regnet,
Bethlem durch die Geburt des Herrn gesegnet.
Indem Bouillon die Mauern nun und Zwinger
der Stadt beschaut, die Gegend und das Land,
sinnt, wo zu lagern sei und wo geringer
bei einem Sturm der Mauern Widerstand,
nimmt ihn Erminja wahr, zeigt mit dem Finger
auf ihn, und spricht zum Aladin gewandt:
„Dort ist Bouillon, vom Purpur stolz umfaltet,
so herrlich und so königlich gestaltet."

Tasso.

Nach vielen wechselnden Geschicken war so Antiochien abermals in die Hände der Kristen gekommen, die nun nichts Wichtigeres zu thun hatten, als den Gottesdienst wieder einzuführen und die so lange verhöhnten Gotteshäuser wieder einzuweihen. Auch der griechische Patriarch ward neuerdings auf seinen Stuhl erhoben und der neuen

Geistlichkeit, die man theils in der Stadt theils in der Umgegend vertheilte, vorgesetzt. Während diesen kirchlichen Anordnungen ward zur Frage des Tages, ob man nun gleich nach Jerusalem ziehen oder abwarten sollte, bis sich das Kreuzheer wieder erholt hätte. Es ward das Letzte beschloßen. Doch das war nicht gut. Denn wäre man jetzt ohne Zaudern gerade nach Jerusalem, dem Ziele, das so unzählige Opfer gekostet, losgegangen, die Sarazenen hätten es kaum gewagt den Zug ferner aufzuhalten. So aber versank man in eine Unthätigkeit, die den Türken verstattete sich von ihrem Schrecken, der in diesen Tagen so heftig war, daß sie auf dem Wege nach der heiligen Stadt dem Kreuzheere gewiß alle Thore ohne Widerstand geöffnet hätten, zu erholen. Doch diese unersetzliche Zeit gieng unbenützt verloren. Der hartnäckige Streit aber, der sich jetzt über den Besitz Antiochiens erhub, brachte eine widrige Bewegung in den Gemütern der Fürsten hervor. Es sollte zwar zufolge des Vertrages, den sie mit dem griechischen Kaiser geschloßen, diesem die Stadt anheimfallen. Da er aber die Kreuzfahrer, ohne Hilfe zu senden, stäts ihrem bösen Geschicke überließ, so wollte Bohemund, der mit seinen Normanen ohne fremden Beistand so stark war Antiochien schützend zu besetzen, die Stadt für sich behalten. Dagegen erhub Graf Raimund von Toulouse, der dem leidenschaftlichen Bohemund einen Besitz von so außerordentlicher Wichtigkeit, in dem nicht nur der Schlüßel von Syrien war, sondern auch durch den Hafen von St Simeon die Verbindung mit Europa offen hielt, nicht überlaßen wollte, den heftigsten Widerspruch.

Als sich so die Fürsten um Antiochien und die gemeinen Kreuzfahrer um die in dem Türkenlager gemachte Beute stritten und sich Alle freudig der ungewohnten Ruhe und dem lange entbehrten Überfluße überließen, hauchte plötzlich

der Würgengel der Pest die Stadt und die nächste Umgebung mit seinem tödtenden Athem an. Aus den vielen Leichen von Menschen und Thieren, die man nach der Schlacht entweder gar nicht oder nicht tief genug begrub, hatten sich nämlich unter der glühenden Sommerhitze Syriens giftige Dünste entwickelt, die eingeathmet zur tödtlichsten Seuche wurden, an welcher viele der edelsten Ritter und eine ungeheure Menge des gemeinen Volkes starb. Keines dieser Opfer ward tiefer und aufrichtiger beklagt als der päpstliche Legat, der edle Erzbischof, Adhemar von Pui. Er starb am 1. des Augustes, am Feste von Peters Kettenfeier, zu einer Zeit, wo man um die Heerführer friedfertig und die Soldaten in Ordnung zu erhalten seines Rathes am meisten bedurfte. Allgemein betrauert und beweint ward der edle Held und Seelenhirte in der Kirche des heiligen Apostelfürsten Petrus an derselben Stelle, wo man die heilige Lanze gefunden hatte, eingesenkt. Sein Tod riß in den Rath der Fürsten eine fühlbare Lücke. Er hatte ihre verschiedenartigen Ansichten und gespaltenen Interessen stäts nach einem Zwecke hingeleitet. Es läßt sich diß nämlich aus der Vermehrung der Uneinigkeiten schließen, die auf seinen Tod folgten. Theils um der Seuche zu entgehen, theils um nicht auf den so mühsam erworbenen Lorbeeren brach zu liegen zogen die Fürsten nach allen Richtungen aus Antiochien aus, mit dem Versprechen zu einer festgesetzten Zeit sich dort wieder zu vereinen. Bohemund, der sein Fürstenthum erweitern wollte, zog nach Kilikien hinab. Die übrigen Fürsten und Edeln zogen auf andere Eroberungen aus. Gottfried aber, der mehr Abscheu vor der Pest als die Ritter hatte, begab sich nach den Schlößern am Euphrate, wo er den türkischen Griechen Pankratius und dessen Bruder Konrasilus wegen der Bedrückungen, die sie auf

und außer ihren Schlößern gegen die Landesbewohner ausübten, züchtigte. Viele der ärmern Kreuzfahrer zogen zu Balduin nach Edessa, wo sie gut aufgenommen wurden; denn er hatte hier unermeßliche Schätze aufgehäuft. Dieser Fürst wie auch Bohemund bewies täglich mehr, daß die fromme Andacht eines Pilgers nicht die einzige mächtige Triebfeder war, die sie zu dem Zuge nach Palästina veranlaßte. Ihre Thaten waren zu menschlich, zu leidenschaftlich um mit hehren heiligen Absichten in Verbindung zu stehn. Ihre Trennung von dem Heere gab den Gemeinen Ärgerniß; ihre Zwistigkeiten mit andern Fürsten aber erweckten Mißtrauen und Erbitterung. Der schlichte Kreuzfahrer, der sich von der Willkür und der Herrschsucht der Obern leiten ließ, dachte immer nur an das Feldgeschrei „Gott will es haben!“ und sah sich doch überall länger, als es Noth that, von dem Zuge nach Jerusalem abgehalten. Wie schwer diese stäts wachsende verderbliche Stimmung dem Herzoge Gottfried auf die von reinen Absichten durchglühte Brust fiel, ist nicht zu beschreiben. Tag und Nacht sann er dem Übelstande abzuhelfen. Doch Tage und Monde verstrichen, und die Sucht zu herrschen und zu gewinnen, erhub immer übermütiger das trotzige Haupt. Da entschloß er sich endlich als Güte und vernünftige Vorstellung nicht beachtet ward, wenn auch ungerne sein ganzes Ansehen mit Strenge zu gebrauchen und eilte, von zwölf Rittern begleitet nach Antiochien, wo die Pest aufgehört hatte, zurück. Auf dem Wege dahin ward er von hundert fünfzig Türken angegriffen, von denen er, wie die Urkunden sagen, dreißig mit eigener Hand erschlug, die übrigen aber, es waren nur wenige, da auch seine Begleiter die Schärfe ihrer Schwerter nicht sparten, in einen Fluß sprengte, in welchem sie ertranken.

Mit allgemeinem Jubel ward er beim Heere empfangen. Als die Kreuzfahrer den geliebten Führer wieder in ihrer Mitte sahen, murrten sie laut über die Fehde unter den übrigen Fürsten und drängten sich mit Ungestüme zu dem edlen Gottfried hin um ihn zu bitten, daß er sie nach Jerusalem führe. Die Kühnern erklärten sich offen, es sei unverzeihlich, daß Ehrgeiz und Habsucht das Ziel so weit hinausrücke, das doch der einzige Beweggrund ihrer Abreise aus Europa gewesen sei. Sie schalten ohne Rückhalt, daß der heilige Zweck ihrer Waffen und die Treue, die die Fürsten dem ganzen Kreuzheere geschworen, so leicht vergeßen werden konnte. Nicht als Landstreicher wollten sie in Syrien herumschweifen um mit ihrem Blute ihren Vorgesetzten Reiche und Schätze zu erkaufen und zu warten, bis abermals Hungersnoth und die Schwerter der Feinde sie gänzlich aufgerieben hätten. Jerusalem sei ihr Ziel, und die Fürsten, die nicht denselben Willen wie sie hätten, möchten thun was ihnen beliebte. Sie wählten dann als alleinigen Führer den Herzog Gottfried von Bouillon, von dem sie überzeugt sein, daß er nichts anderes suche als die heilige Stadt zu befreien.

Trotz dieser Sprache, die Tausende führten, wollte doch Bohemund nicht von dem Besitze Antiochiens lassen. Da aber der Graf von Toulouse gleich hartnäckig auf seinem Willen beharrte, so schwang die Zwietracht ihre Fackel mit immer ergrimmterer Heftigkeit und hetzte in den Herzen der Zänker die Leidenschaft immer verderblicher auf, so daß die Fürsten theilweise gegen einander selbst die Waffen brauchten. Da erhub sich der Herzog Gottfried, nachdem er mit dem Erzbischofe Dagobert von Pisa, den der Papst an die Stelle des Legaten Adhemar gesetzt, eine Unterredung gepflogen. In edler Entrüstung den Streitsüchtigen ihr ungeeignetes sündhaftes Handeln

vorwerfend zog er dem ungestümen Verlangen des Volkes nachgebend aus Antiochien nach Laodizäa. Um nicht geradezu mit Gottfried zu brechen begleitete ihn Bohemund bis zu dieser syrischen Stadt, die dem griechischen Kaiser unterthänig war. Doch da verschwand er plötzlich, weil ihm die Vertheidigung seines neuen Fürstenthumes wichtiger erschien, als die Eroberung Jerusalems. Aus eben diesem Grunde verließ auch Balduin seine Grafschaft nicht. Das Kreuzheer, das nun bei Laodizäa lagerte, bestund zusammen nur aus dreißig tausend waffenfähigen Streitern. Diese waren der Rest der 600000 Mann starken Macht, die vor zwei Jahren Nizäa eingeschloßen hatte. Jeder dieser Mannen muste sich gestehn, daß Uneinigkeit und Unbesonnenheit ihnen mehr geschadet habe, als die Schwerter und Pfeile der Feinde. Doch diese Zwietracht der Herrscher hatte sich dem Volke in hohem Grade mitgetheilt. Ernst betrachtet gewannen die Dinge ein gar gefahrvolles Ansehen. Um den Frieden und die Einigkeit herzustellen beschenkten zwar die Fürsten die Mißvergnügten; und wurden auch die Geschenke genommen, so blieb doch mehr oder minder das Mißtrauen in jeder Brust zurück. Auch zwischen Tankred und dem Fürsten von der Normandie war Zwiespalt ausgebrochen, so daß Ersterer mit seinem Heere Gottfried nacheilte und ihm manche Kunde von der Willkürherrschaft und dem fortgesetzten leidenschaftlichen Betragen seines Oheims überbrachte, was den frommen Gottfried gar sehr beunruhigte.

„Es weht in dem Heere wieder ein Mal ein gar böser Geist“ sagte er, als Guido neben ihm in seinem Zelte saß, und blickte finster auf die festen Mauern Arkas, welches sie eben belagerten. Guido, der das zu tief empfand, antwortete nicht und schaute von bösen Ahndungen ergriffen wehmütig in das sorgenschwere bleiche Antlitz

Klaras, die neben ihm auf einer Tigerdecke saß und seine entzwei gehauene Schärpe zusammen fügte. Trotz der furchtbaren Mühsale hatte doch ihre kräftige Gesundheit noch keinen Schaden gelitten. Eine leichte Bläße der Erschöpfung machte die schöne Jungfrau nur noch reizender. Der Herzog, der die fromme Maid stäts gerne um sich sah, hatte in den eilf Monaten, die seit der Schlacht bei Antiochien verfloßen waren, oft Gelegenheit gehabt ihre vortrefflichen Eigenschaften und Tugenden in reinem Glanze enthüllt zu sehen, weshalb es ihn auch innig freute, daß sein treuer Guido, der ihm mit jedem Tage lieber ward, in dieser Jungfrau einen so schönen Lohn vom Himmel empfangen habe. Oft sagte er zu ihm „Es giebt nichts Lieberes und Köstlicheres auf Erden als ein treues Weib. Denn wie die Sonne, wenn sie aufgegangen, an dem hohen Himmel des Herren eine Zierde ist, ist ein tugendhaftes Weib eine Zierde im Hause.“ Wenn dann der gute Jüngling so überselig lächelte und ihm die Thränen in die Augen traten, so sagte der menschenfreundliche Fürst, daß er schon im Geiste Beider künftiges Glück sich entfalten sehe; denn über einer Jungfrau, deren schönster Schmuck ihre Reinheit sei, die ihre Hand dem Armen reiche und ihre Arme zu dem Dürftigen ausbreite, schwebe stäts des Himmels Segen. Unter allen Wohlthaten, die einem Manne auf Erden zu Theile werden, sei gewiß ein vernünftiges, tugendhaftes, frommes Weib die höchste. „Und ein solches wird dir Klara werden,“ so sprach er oft zu Guido, der nach Jerusalems Befreiung von des Herzoges Gnade sie mit reicher Aussteuer als Gattin empfangen sollte.

Auf diese Weise hatte der edle Fürst ihr Glück beschloßen. Doch sollte erst die Zeit kommen, in welcher die Sonne des Friedens heraufzöge und endlich die dro-

henden Wetter der Schlachten und Gefahren zertheilte. Mit inniger Freude hörte er oft Beide von Guidos verstorbener Mutter reden. Wenn sie ihrer so mit Liebe gedachten und ihnen dabei Thränen der Trauer über die Wangen liefen, so fühlte sich der gute Herzog wundersam ergriffen. Wie der Juwelier jedes Bläschen, jeden dunkeln Fleck, der sich auf seinen edlen Steinen zeigt, auf den ersten Blick gewahrt, so gewahrte auch Gottfried, der hohe Menschenkenner, in den Gesichtern seiner Begünstigten sogleich jede Linie des Schmerzes, jeden Schatten der Trauer, wie jeden Zug der Angst, und innerer Bewegung. So wachte sein Auge stäts über ihnen. Wie die Luft, die sie athmeten, umgab sie seine Huld, seine Theilnahme. Ein Herz, das sich noch nicht selbst durch eigene Kraft über die Stürme und Widerwärtigkeiten des Lebens erheben konnte, überließ der Herzog nie, wenn er anders die innere Bewegung gewahrte, dem bangen zweifelvollen Schwanken. Deshalb redete er auch jetzt Klara, die mit gar sorgenschwerem Antlitze auf der Tigerdecke saß, mit väterlicher Güte an und fragte sie, was sie denn so schmerzlich aufregte.

„Ach, hoher Herr!“ sprach Klara mit bangem Tone, „der böse Geist, der, wie Ihr vorhin selbst gar finster bemerktet, wieder in dem Heere weht.“

„Was weist denn du davon?“ lächelte der Herzog.

„Hör' ich's doch täglich,“ entgegnete die Jungfrau, „wie die Meisten über die heilige Lanze spotten und wie selbst Arnulf, der Kaplan des Herzoges Robert von der Normandie, öffentlich erklärt, daß sich der Mönch Peter Bartholomäus einen lustigen Schwank mit dem Heere erlaubt habe. Das ist denn schon ein böser Geist, wenn man über geweihte Dinge scherzt und spottet. Da fürchte ich denn immer, daß des Himmels Schutz von

solch vermessenen Pilgern sich nur zu bald abwenden werde."

„Ich kenne diesen Ränkeschmid," sagte Herzog Gottfried, und sein Auge loderte in dunkler Zornesglut auf; „doch er muß heute, wie ich schon befohlen, vor dem versammelten Volke seines Unglaubens wegen Abbitte thun." Als Gottfried so sprach, schmetterten die Trompeten und ein Diener meldete, daß man eben den Kaplan Arnulf in die Versammlung führe. Der Herzog nickte mit dem Haupte und ließ sich wieder auf seinen Feldseßel nieder; denn er war kein Freund von dergleichen Auftritten. Da erhub sich plötzlich ein dumpfer verworrener Lärm, worauf ein Ritter mit der Meldung eintrat, daß der Kaplan die Abbitte hartnäckig verweigere und von einer trotzigen Schaar Walliser geschützt werde. Schneller wie jetzt hatte sich der Herzog wohl noch nie gewappnet, und ohne ein Wort zu reden verließ er mit Schwert und Schilde das Zelt. Guido und Klara folgten ihm auf der Verse. Bald hatte er den Platz erreicht, wo die Walliser mit gesenkten Piken und Hellebarden, geschwungenen Wurfspießen und blanken Streitärten die, welche sich der Person Arnulfs versichern wollten, abhielten. Ihre Mienen und ihr Aussehen trugen das Gepräge der Wildheit. Ihr Führer, der ganz die riesige Gestalt und den Feuerblick besaß um ein so unbändiges Volk, das seine höchste Lust in Todesgefahren findet, zu beherrschen, wich als Herzog Gottfried dicht vor ihn hintrat und ihm befahl seine Streiter zur Ruhe zu verweisen, aus Trotze keinen Schritt zurück. Ohne ein Auge von dem zürnenden Blicke des Herzoges zu verwenden stund er wie eine Eiche vor ihm, und der lange buschige Knebelbart, den er wie die Meisten seiner Krieger trug, vermehrte noch das Furchtbare seiner Erscheinung. Dicht um ihn

stunden die wildesten Gesellen, deren einige Pfeile auf die Armbrüste legten, während die andern ihre langen Dolche und Jagdmeßer in den Scheiden lockerer machten. Eine Weile stunden sich der Herzog und der stolze Führer der Walliser so gegenüber. Doch plötzlich schlug dieser wie der wilde Tiger, der den Blick des Menschen scheut, von des Herzoges Flammenauge, aus dem eine ihm überlegene große Seele sprach, besiegt die seinen nieder. Er trat zur Seite, und Gottfried holte nun mit langsam gemeßenen Schritten aus dem dichtesten Haufen dieser tollkühn verwegenen Rotte, Arnulf hervor. Wo er sich hinwandte, sanken die Waffen, die eben noch gedroht, und mancher der Meuterer, der schon die Armbrust zum Morde gespannt, beugte sich vor Gottfried, der wie ein edler furchtbarer Leue auftrat und dem man es ansah, daß er entschloßen sei die erste vermessene Antastung seiner Person mit Vernichtung zu bestrafen. Arnulf, den des Feldherren eisenstarke Hand erfaßt hatte, krümmte den Rücken wie eine schmeichelnde Rüde. Doch als er nun auf des Herzoges mit kaltem Ernste gesprochenes Wort Abbitte leisten sollte, sagte er in süßlichem Tone, daß er das gerne thun würde; doch müße er zuvor mit seinem Herren, dem Herzoge Robert, Rücksprache nehmen.

Über diese Ausflüchte entrüstete sich Peter Bartholomäus, der Finder der heiligen Lanze, so sehr, daß er zum Erweise der Wahrheit zur Stunde die Feuerprobe bestehn wollte. Obgleich ungerne gab Herzog Gottfried doch endlich nach, und auf den Befehl der Fürsten wurden nun in der Länge von vierzehn Fuß zwei Reihen dürrer Ölbäume aufgeschichtet. Ein zwei Fuß breiter Raum trennte die Holzstöße. Als sie angezündet waren und sich die sausenden Flammen in die Luft erhuben, schickte sich der Mönch an die verhängnißvolle glühende Gasse zu

durchschreiten. Die ganze Geistlichkeit hatte sich unterdeß versammelt. Als nun die Feuergarben gegen dreißig Fuß in die Höhe schlugen, so sanken sie Alle auf die Knie nieder und flehten zu Gott dem Allmächtigen den Mönch zu schützen, wenn derselbe die Wahrheit geredet, ihn aber sammt der Lanze, die er als Talisman mit sich trug, verbrennen zu laßen, wenn er ihnen Lüge für Wahrheit gegeben. Darunter beugten auch die Ritter und Edeln die Knie und riefen „So geschehe es!" Auch Peter Bartholomäus fiel, bevor er den schaurigen Gang antrat, vor dem Bischofe von Albera auf die Knie nieder, rief mit lauter hellklingender Stimme Gott zum Zeugen an, daß er in allen Punkten, was die heilige Lanze betreffe, strenge die Wahrheit gesagt, und bat den Bischof und alle Anwesenden Gott um Vergebung der Sünden, die er begangen, zu bitten. Darauf segnete ihn der Bischof und gab ihm die heilige Lanze in die Hände. Peter Bartholomäus erhub sich und gieng nun, wie Raimund de Agilles berichtet, nur von einem leichten kurzen Unterkleide verhüllt langsames Schrittes durch die krachenden knisternden Flammen. Als er jenseits heraustrat, war weder sein Unterkleid noch der zarte Stoff, in welchen die Lanze gehüllt war, im mindesten versengt.

Als das Volk diß Wunder sah, stürzte es sich auf den Mönch. Jeder wollte etwas von seinem Gewande haben, und der fromme Mann würde durch den stürmischen Andrang zu Boden geworfen, erdrückt und zerrissen worden sein, hätte ihn nicht Herzog Gottfried, Guido und einige sonstige Ritter mit den Waffen befreit.

Von diesem Ereignisse an ward die heilige Lanze dem Kreuzheere als Fahne voran getragen, und stürmischer als je verlangte das ganze Heer nun unverzüglich nach Jerusalem geführt zu werden. Sein Siegesflug war

nun ein rascher, und der griechische Kaiser Alexius, der da sah, wie günstig sich Alles gestaltete, schickte jetzt eilig Boten an die Fürsten ab und ließ ihnen nachdrückliche Vorwürfe machen, daß sie dem Eide zuwider gehandelt und dem Fürsten von Tarent Antiochien eingeräumt hätten. Darauf beschwuren die Abgesandten die Häupter der Kreuzfahrer in gelindern Worten des Kaisers zu harren, der gegen den Sommer selbst eintreffen würde um mit ihnen nach Jerusalem zu ziehen. Die Heuchelei des Alexius lag jedoch am Tage, und ungetheilt erhuben sich im Fürstenrathe die Stimmen gegen ihn. Er wundere sich, nahm Herzog Gottfried das Wort, wie ihnen Alexius Vorwürfe über einen Eidbruch machen könnte, indem gerade er und hauptsächlich bei der Belagerung Antiochiens seine Schwüre auf so verzagte Art gebrochen habe. „Allerdings,“ rief er, „haben wir das Fürstenthum an Bohemund abgetreten und werden auch stäts die übrigen Eroberungen an die Verdienstvollsten unter uns austheilen. Denn einem Manne wie Alexius, der seine Gesinnungen alle Zeit nur durch Verräthereien kund that, sind wir aller Pflicht und Treue entbunden. Es wäre zu lächerlich, wenn man oft hintergangen sich ferner noch auf seine Worte verlaßen wollte, die er ja doch nicht halten würde.“ „Es ist Zeit,“ rief der Herzog mit bitterm Ernste, „daß das Kreuzheer endlich sein Gelübde erfüllt; was übrigens schon lange geschehen wäre, hätten wir nicht leichtgläubig noch Treue und Glauben bei den Griechen vermutet.“ Mit dieser gewiß ungeschminkten Abfertigung musten die Gesandten abziehen, und die Kreuzfahrer hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als dem falschen Kaiser zu beweisen, daß es ihnen mit ihren Reden Ernst sei. Ohne Aufenthalt ward daher der Weg nach Tripoli, den ihnen die Syrier

zeigten, eingeschlagen. Auch kamen Genuaer und Pisaer von Zypern und Rhodus und den andern Inseln herbei und fuhren beständig an dem Ufer hin, an welchem das Kreuzheer einherzog, um demselben von Zeit zu Zeit Erfrischungen zu reichen. Auch fanden sie dort eine neue Gattung von köstlicher Nahrung, deren Geschmack ihrem Gaumen trefflich behagte. Es war diß das Zuckerrohr, dessen Saft schon damals in Syrien sehr stark gebraucht ward. Man ließ ihn gerinnen und machte eine Masse daraus, die weiß wie Schnee war. Doch die erstaunlich mühselige Arbeit, wie in Jamaika, wo sie so viele Seufzer und Thränen erregt, so viele Blicke gegen Himmel richtet, ward damals noch nicht angewandt. Bei dieser gesunden und kräftigen Nahrung hätten die Kreuzfahrer sich gerne eine Weile gütlich gethan; doch es erschien ein Bote von Bethlehem, der sie bat, doch schleunig Hilfe zu senden, weil sie befürchteten, daß die Türken, welche die Besatzung zu verstärken schaarenweise nach Jerusalem zögen, die heilige Geburtskirche Kristi zerstören würden. Rasch ward nun wieder aufgebrochen, und ohne daß ein Widerstand der Feinde sich zeigte, gelangten die Kreuzfahrer in die Ebene von Berytus und von da in die Gegend von Sidon, wo sie ein Mal während der Nachmittagsruhe an dem Ufer des Eleutherus von giftigen Schlangen angefallen wurden. Wer von diesen häßlichen Thieren, Tarenta genannt, gebißen ward, starb unter unsäglichen Schmerzen unter einem unlöschbaren Durste, weshalb sie von den Kreuzrittern feurige Schlangen genannt wurden. Eine Masse ward von ihnen erschlagen. Da aber das nicht überall schützen konnte, und besonders Weiber und Kinder als Opfer fielen, so eilte das Kreuzheer von dannen, und lagerte bei Zäsarea, wo es eine Masse Pferde ankaufte. Nachdem das Heer das Pfingstfest in feierlicher Prozession

begangen, brach es neugestärkt nach Emaus auf. Wieder erschienen dort Boten aus Bethlehem mit der Bitte ihnen schleunig zu Hilfe zu eilen, worauf Tankred sogleich mit hundert Gepanzerten dahin aufbrach. Das ganze Heer war jetzt, da es wuste, wie nahe es der heiligen Stadt sei, von so mächtigem Eifer ergriffen, daß es das Ziel der glühendsten Hoffnung, der heißesten Wünsche mit stürmischer Eile erreichen wollte und die ganze Nacht hindurch fortzuziehen verlangte. Um diese begeisterte Stimmung, welche zu feurigen Heldenthaten entflammte, nicht zu stören, gaben die Fürsten nach; doch die Ungeduldigsten, unter ihnen Gaston von Bigorre, ein gewaltiger Ritter, mit einem kleinen Häuflein seines Standes, eilten weit voraus, und wären unter den Meßern der Feinde verblutet, wenn ihnen nicht Tankred, der Betlehem befestigt, mit seinen Reisigen zu Hilfe geeilt wäre. Von heiligem Schauer erfüllt verfügte sich Tankred, der fromme Held, nachdem sich seine Schaar und Gaston Bigorre mit den andern befreiten Rittern auf der Westseite gelagert hatten, allein nach der Ostseite von Jerusalem und bestieg den Ölberg. Doch kaum hatte er einen Blick auf das Thal Josaphat geworfen, so ward er von fünf Sarazenen angefallen. Drei erschlug er, die andern flohen. Mit den erbeuteten Pferden und Waffen der Feinde kehrte er zu den Seinen zurück. Erst Tages darauf stieg Herzog Gottfried mit den übrigen Fürsten und dem Kreuzheere jenseits Nikopolis eine Höhe hinan, als plötzlich von den Vordersten der Ruf erscholl, daß man die Thürme Jerusalems erblicke. Stürmisch ward jetzt die Ordnung gebrochen und Alles drängte ungestüm vorwärts. Auf zwei einander zugewandten Hügeln lag nun die Stadt, wo das Werk der Erlösung vollbracht worden, von der aufgehnden Sonne wie von einem Verklärungsscheine um-

floßen, vor ihnen. Erstaunt hielten sie alle wie von einem elektrischen Schlage getroffen an und starrten eine Weile in stummem Entzücken nach Jerusalem hin. Dann brachen sie in ein lautes Freudengeschrei aus, und der Ruf „Gott will es haben!“ ertönte noch stürmischer als auf der Kirchenversammlung zu Klairmont von ihren Lippen. „Jerusalem, die Stadt Gottes!“ riefen Alle begeistert aus und der Wiederhall der Berge gab diesen jauchzenden Jubelruf gleich dem dumpfen Rollen des Donners zurück. Es ist unmöglich zu beschreiben, welche Wallung bei diesem Anblicke den Herzen der Kristen entquoll. Was namentlich Gottfried bei dem stürmischen Rufe „Jerusalem die Stadt Gottes!“ empfand, konnte ihm nur Kristoph Kolumbus nachempfinden, als seine Mannschaft vor Guanahani rief: Land! Land! Das laute Frohlocken der Menge gieng nach und nach in stillere Äußerungen der Frömmigkeit über. In den Augen derer, die das Kreuz genommen, zitterten die Perlen der Freude. Die Andacht bog ihre Knie, von heiligen Schauern ergriffen küßten sie den Boden, auf dem Jesus gewandelt. Gottfried von Bouillon, obgleich er in diesem Augenblicke am höchsten, am heiligsten empfand, stund hoch aufgerichtet, allein, die eine Hand auf sein Schlachtschwert gestützt, die andere in mächtiger Bewegung erhoben, wie ein gewaltiger Kriegsgott anzusehen, unter den Knienden. Bald feßelte ihn der Anblick der hoch in die Luft aufstrebenden Tempel, bald schaute er nach dem Bache Kedron, bald nach Gethsemane, nach Moria, und zuletzt — nach Golgatha hin. In diesem Augenblicke war sein frommer Geist dem Himmel zu nahe, als daß er daran gedacht hätte das Knie zu beugen: denn seine gläubige Seele fühlte sich zu dem Schöpfer erhoben. Ringsumher lagen die Kristen im Staube; dicht neben Gottfried kniete Guido auf seinen

Schild gebeugt und blickte in erhabener Begeisterung nach der heiligen Stadt hindeutend in Klaras entzücktes Antlitz, welche neben ihm auf die Knie gesunken die Hände gefaltet nach Jerusalem und dem Jordane hinschaute.

Das Ziel, nach welchem sich auch die Jungfrau im Abendlande schon so sehr gesehnt, war erreicht. Auch der Wunsch dem edlen Guido, der nun als stattlicher Ritter an ihrer Seite kniete, durch Priestersegen verbunden anzugehören sollte hier in Erfüllung gehn. Daß aber von dem Kreuzheere noch ein schrecklich blutiger Kampf zu bestehn sei, eh das Gelübde am heiligen Grabe gelöst werden könnte, empfand sie in banger Vorahndung. Kann nicht an der Grenze des Heiles das Geschick der Schlacht den Theuren durch den Tod von mir trennen? So dachte sie, und indem sie über das Mittelmeer, das sich gegen Abend weit hinaus in die Ferne erstreckt, hinblickte zitterte dieser Gedanke immer schmerzlicher durch ihre Brust. Leise zog die Morgenluft durch die Saiten der Harfe Guidos, die jetzt Klara über dem Pilgergewande auf dem Rücken trug. Die von der Luft bewegten Saiten zitterten und erklangen leise, als würde auch das Tonzeug durch die Nähe des heiligen Ortes bewegt. So zitterten alle Gemüter in verschiedenen doch gewaltigen Bewegungen. Herzog Gottfried aber, dessen Brust sich immer mehr erhub, je länger sein scharfes Auge auf den von Bewaffneten starrenden Thürmen verweilte, drückte bei dem Geräusch und Getose der wildbewegten Feindesmenge mit der Linken den Griff des Schwertes an sein stürmisch pochendes Herz. Das Kreuz, mit dem er bezeichnet war, lastete zum ersten Male schwer auf seiner Brust. Es war ihm, als dampfe das Blut des Gekreuzigten noch aus der Erde um die Gläubigen aufzufordern

die hier schmachtende Kristenheit zu befreien und die barbarischen Tempelschänder von dem heiligen Boden wegzutreiben. Wie es einem frommen Helden geziemt, so betrachtete er die heilige Stadt lange mit frommen und kriegerischen Empfindungen. Als er so die Mauern, Zwinger und Festungswerke derselben besah und sann, wo die Stadt den geringsten Widerstand leisten würde, ward auch er von den Vorwerken aus erkannt und eine engelholde türkische Jungfrau rief zu dem alten Aladin und dem Kalifen Mostali, der den Oberbefehl über Jerusalem hatte, gewendet „Sehet dort vom Glanze der Morgensonne umfloßen den Herzog Gottfried von Bouillon! Sehet welch hohe herrliche Gestalt!“ Beifällig nickte Aladin ihr zu und sagte, daß auch er den Helden auf den ersten Blick erkannt, denn er habe ihn an Frankreiches Hofe schon da gesehen als er noch Gesandter von Ägypten gewesen. „Ritterliche Tapferkeit bewies er schon damals und deckten auch kaum einige weiche Haare sein zartes Kinn, so warf er doch bei einem Lustgefechte, das ich mit ansah, die meisten der Ritter aus dem Sattel, und sein Reden wie sein Handeln gab damals schon den schönsten Hoffnungen Raum.“ So sprach der würdige Aladin mit dem greisen Heldengesichte: denn Herzog Gottfried ward auch stäts von den edlen Feinden geachtet. Doch der über den siegreichen Kreuzhelden erbitterte Mostali rollte seine von dem Gifte des Haßes entzündeten Augen, welche wie ein unheilbringender Komet flammten, schlug die Faust an die borstige Brust, auf die ein dichter Bart niederfiel, und rief „Allah verdamme ihn!“ Wie aus dem Keßel eines Feuerberges Glut, Schwefeldampf und Donner mit Gekrache herausfährt, so entstürzten jetzt seinem Munde mit glühendem Athem die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen gegen Gottfried, und seine Stimme

lärmte und hallte wie ein Ungewitter in dem Gemäuer wieder. Er schwur des Abgrundes Götter aus Nacht und Grauen hervor zu rufen; der Harpyen ekelhafte Brut, die heulende Hydra, die mit mordlustiger Wut bellende Skylla, und diese Ungetüme alle zu Rathe zu bitten, wenn der große Prophet den stolzen Gottfried in seine Macht gegeben, um Martern für ihn zu ersinnen, vor denen, wie er sich ausdrückte, die ganze Hölle erblassen sollte.

Während der Wessier Mostali sich so in ohnmächtigem Wüten von Jerusalems Mauern herab erschöpfte, schlugen die Kristen schnell ein Lager. Vor jenem Thore, das gegen Norden schaut, erhub an einen mächtigen Ölbaum angelehnt zuerst sich Gottfrieds Zelt. An dessen Äste hatten seine Freunde und Getreuen, Kriegszeichen und Waffen von verschiedener Art, die der gewaltige Held in Syriens und Persiens Reichen auf manchem beglückten Siegeszuge dem Feinde abgenommen, aufgehängt. Unter solchen Anordnungen war es Abend geworden, und wie beim Aufgange der Sonne, so nannten auch jetzt die Feinde, die den Herzog vor dem Zelte stehn sahen, einen prachtvoll königlich gestalteten Helden.

X

So siegt Bouillon nach langem harten Streite.
Und da der Tag noch völlig nicht entschwand,
führt er die Sieger in die schon befreite
hochheil'ge Stadt, wo Kristis Wohnung stand.
Er selber geht, an seiner Helden Seite
zum Tempel ein mit blut'gem Kriegsgewand,
hängt hier die Waffen auf als fromme Gabe
und löset sein Gelübd' am heil'gen Grabe.

Tasso.

So war denn endlich Palästina, das gegen Mitternacht an Phönizien und an das Gebirge des Libanons, gegen Morgen an Arabien, gegen Mittag an die idumäische Wüste und gegen Abend an das mittelländische Meer grenzt, zum Schauplatze der Thaten des Kreuzheeres geworden. Diß in so enge Grenzen eingeschloßene Land schien keines Weges geeignet dem eroberungssüchtigen Ehrgeize etwas darzubieten. Es hatte fast durchgängig lockeren Sandboden. Die Berge Tabor, Karmel, Kalvaria, Efraim, Hebrun, Sichem, Ebal, Garizim, Gilbua und Nebo waren meisten Theiles kahl; kein Baum, kein Strauch faßte auf ihnen Wurzel. Besonders Jerusalem liegt in einer gebirgigen Gegend, der es an Wäldern, Bächen und Waiden fast gänzlich gebricht. Es hatte die Stadt nicht mehr den Umfang wie zur Zeit des Erlösers, so daß sich der Berg Sion mit den Trümmern des Palastes der Könige außerhalb ihrer Ringmauern befand. Der Boden war rauh und forderte zur Bearbeitung Mühe und Fleiß. Doch die großen Begebenheiten unter verschiedenen Völkern zeichnete diß Land als ewig wichtig für die Weltgeschichte auf. Durch die vielen Umwälzungen, die hier geschahen, hatte besonders Jerusalem an seiner Stärke sehr verloren. Doch dessen ungeachtet war diese Hauptstadt von Judäa in sehr gutem Vertheidigungsstande, und da ihre Ringmauern fast allenthalben von Schluchten umgeben waren, die den Zugang ungemein erschwerten, so war die Belagerung von Jerusalem immerhin eine sehr schwierige Aufgabe. Wohl war das Kreuzheer, wenn man Weiber, Kinder, Kranke und Verwundete mitrechnete 60000 Seelen stark. Doch streitfähig waren davon kaum 20000. In der Unmöglichkeit die Stadt von allen Seiten einzuschließen wählten daher die Fürsten die West- und Nordseite vom Heerdethore, das auch Stephansthor

genannt ward, weil man den ersten Märtyrer durch dasselbe zur Steinigung geführt, bis hinüber zur Burg Davids. Dort stellte sich Herzog Gottfried zunächst auf. Ihm zur Seite stund Graf Raimund von Toulouse mit seinem Volke, und auf der Nordseite bis zum Thore des heiligen Stephan lagerten Tankred und die beiden Robert, jener von der Normandie und der von Flandern. Später erst ward auch der Ölberg besetzt; doch ganz konnte man Jerusalem aus Mangel an waffenfähiger Mannschaft nie einschließen. Der Anblick der heiligen Stadt entflammte die Gemüter so sehr, daß Alle einstimmig schon am fünften Tage Sturm verlangten, der auch, obgleich nur sehr weniges und ungenügendes Sturmgeräthe vorhanden war, mit außerordentlichem Mute und tollkühner Verwegenheit begonnen ward. Mit dem Kreuze in der Hand eiferte Peter der Einsiedler nach jedem mißlungenen Versuche die Stürmer zu neuem Wagen an. Doch Iftikhar, Eddulet und der Kalif Mostali, welche die Besatzung Jerusalems leiteten, ließen Steine und siedendes Fett auf die nur auf einer Sturmleiter Hinaufklimmenden herabwerfen, wovon so Viele getödtet wurden, daß die Fürsten dem unsinnigen Beginnen Einhalt thaten. Für Wurfzeuge zu sorgen war die erste Bedingung. Als daher ein landeseingeborner Krist den Brüdern nordwärts von Jerusalem ein reichhaltiges Gehölze verrieth, so begann man ungesäumt mit allem Eifer Holz zu fällen und die Kriegsmaschinen in großer Anzahl herzustellen. So verstrichen mehrere Wochen und allmählig stellte sich wieder der Mangel an Lebensmitteln ein. Schon über zehen Tage hatten auch die Vornehmsten in dem Heere keinen Bißen Brod mehr gegeßen. Noch weit unleidlicher aber war in der brennenden Hitze des Sommers auf dem dürren wasserarmen Boden der Durst. Der Bach Kidron, der nur im Winter

reichlich Wasser hat, war jetzt ein schlammiger Morast, dem sich nicht ein Mal die Thiere nähern mochten. In alle sonstigen Quellen und Zisternen hatten die Ungläubigen Leichen und Aas geworfen, so daß das Wasser verpestet war. Pferde, Lastthiere und Schlachtvieh schraken mit weit geöffneten Nüstern zurück und kamen lieber um, als daß sie tranken. Ganze Heerden fanden so den Tod. Zeigten auch zuweilen die eingebornen Kristen den Kreuzfahrern verborgene Quellen, so war diß mit der höchsten Lebensgefahr verbunden; denn überall lauerten die Sarazenen und erschlugen und marterten die Durstigen, die nicht stark genug waren sich ihrer zu erwehren. Solch ein verhängnißvolles Schicksal beugte nieder. Hoffnungslos sanken sie zu Tausenden auf die Erde hin, wo sie gänzlich entkräftet, nur durch Gebärden den brennenden Durst verriethen, der sie quäle. Viele Andere verzweifelten an der Einnahme der heiligen Stadt, badeten sich im Jordane, und eilten mit dem Gedanken die heilige Stadt gesehen zu haben sich begnügend nach der europäischen Heimat zurück. Die Meisten waren so mutlos geworden wie vor Antiochien, eh man die heilige Lanze fand. Nur ein schneller erfolgreicher Angriff konnte die Ehre und das Leben der Kreuzfahrer retten. In den Arbeiten waren sie indeß auch soweit gekommen als sie wünschen konnten. Denn sie hatten eine Menge von Leitern, Pfeilen, Schleudern und andern Zeugen verfertigt. Das Zweckmäßigste, was sie geschaffen, war eine Art viereckiger hölzerner Thürme, die auf Rädern fortgeschoben wurden, eine Erfindung des Herzoges Gottfried. Jeder dieser Thürme hatte drei Stockwerke. Im ersten lenkten die Arbeiter und Sachverständigen den Gang der Bewegung. Im zweiten, das mit der Mauer Jerusalems gleiche Höhe hatte, wie im dritten, das über die Mauer der Stadt hinausreichte,

war die streitfähige Mannschaft angebracht. Auf vorschießenden flachen Dächern konnten sie bequem streiten und sich des Wurfzeuges bedienen. Auch hatte auf der Seite, die man der Stadtmauer zuwandte, jeder dieser Thürme eine doppelte hölzerne Verkleidung, von welcher die äußere niedergelaßen werden konnte, um als Kettenbrücke auf die Stadtmauer zu fallen. Eine Überkleidung von Lehme, Kameel- und Rinderhäuten schützte diese Thürme gegen die Zerstörungsmittel der Belagerten. Über dem Thurme des fürstlichen Erfinders glänzte ein großes goldenes Kreuz, das die Feinde oft vergebens herunter zu werfen suchten. Nachdem so Alles in gehörigen Stand gebracht war, verkündeten die Fürsten den Tag, an welchem sich jeder Kreuzfahrer zum Kampfe auf Leben und Tod bereit halten sollte.

Da einst Jericho erst nach einem siebenmaligen Umgange in die Gewalt der Israeliten gefallen, so ermahnten die Priester ein Gleiches zu thun. Die Fürsten waren dazu bereit in der Überzeugung, daß dadurch der Mut des Volkes gehoben würde. Der Umgang ward mit Kreuz und Fahnen und zum Zeichen der Demuth mit bloßen Füßen gehalten, worauf Peter der Einsiedler auf dem Ölberge so kräftig zur Eintracht und Versöhnung mahnte, daß diejenigen Fürsten und Ritter, die durch Streit und Hader miteinander zerfallen waren, sich die Hände reichten. Als die Ungläubigen den Zug sahen, geriethen sie anfänglich in Verwunderung. Doch kaum erkannten sie in demselben eine gottesdienstliche Handlung, so richteten sie auf der Mauer Kreuze auf und thaten ihnen alle nur ersinnliche Schmach an. Die Prozession nachäffend verlachten und verhöhnten sie das ganze Kreuzheer.

„Warum stürzen Kalvarias Felsen und des hohen Priesters Palast nicht über den Köpfen dieser gottver-

laßenen Heidenbrut zusammen?" rief Peter der Einsiedler, der bei dem Anblicke der Verhöhnung in heiligem Zorne aufloderte und das Kreuzvolk aneiferte die heilige Stadt doch ein Mal diesen Verworfenen zu entreißen, die den Heiland täglich an das Kreuz schlügen und ihm durch ihre himmelschreienden Frevel einen Speer in die Seite stießen. „Was verlangt ihr noch für Beweise der Beleidigung eures Gottes, als diejenigen, die ihr hier vor Augen habt? Höret ihr die Lästerung," rief er vor Schauer und edlem Zorne bebend, „die man wider den ausspeit, der euch erlöste? Sehet, wie sein heiliges Bild ein Spiel dieses abscheulichen Geschlechtes wird! Doch glaubet mir!" sprach er dann mit Zuversicht, „der höllische Geist, der ihnen alle diese Abscheulichkeiten einbläst, fühlt sich schon überwunden; es sind diß nichts als die letzten Anfälle seiner erlöschenden Wut. Sowie den römischen Wächtern die Waffen aus den Händen fielen und sie vor Furcht und Entsetzen halbtodt niederstürzten, als die Erde durch ihr Beben den Tod ihres Herren auf dem Kalvariaberge verkündete, so werden auch diese Diener der Hölle erstarrt und feige vor dem Kreuze niederstürzen, das sie jetzt verspotten. Vertrauet deshalb auf Gott und denket, er will es haben, daß Jerusalem in eure Hände falle."

Diese Worte des Einsiedlers verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Geringste in dem Heere brannte vor Begierde die Schmach, die man ihrem Glauben angethan, in dem Blute der Ungläubigen abzuwaschen. Der Sturm sollte Sieg oder Tod bringen. So hatten es Alle beschloßen. Da man durch Kundschafter erfahren, daß die Mauer am Stephansthore die geringste Besatzung hätte, so wählte Herzog Gottfried diese Gegend, obgleich sie die steilste und schwierigste war, zum Angriffe und ließ in tiefer Nacht seinen Riesenthurm an jene Seite schaffen.

Mit unsäglicher Mühe und nur stückweise konnte diß geschehen, und das Erstaunen der Ungläubigen war gewaltig, als sie am 14. des Julis 1099 beim Erwachen der Sonne Gottfrieds Thurm so nahe an der östlichen Mauer erblickten. Nach genommenem heiligen Abendmale schritt das Kreuzheer zum Kampfe; doch muste, eh man mit den großen Thürmen an die innere Ringmauer kommen konnte, die äußere niedergeworfen werden. Bei der ersten Bewegung überschütteten aber die Sarazenen die Kreuzträger mit einem Hagel von Steinen aus ihren Wurfzeugen; ein fortgesetzter Pfeilregen machte theilweise die Luft ganz finster. Auch begannen die Belagerten mit brennenden Pfeilen nach den Maschinen der kühnen Belagerer zu schießen, so daß dieselben in Brand gesteckt wurden und die Kreuzfahrer vollauf zu löschen hatten. So ward vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange gefochten, ohne daß das Kreuzheer an irgend einer Stelle einen erheblichen Vortheil erkämpft hätte. Die meisten ihrer Maschinen waren verbrannt, viele ihrer Tapfern gefallen. Die ganze Nacht brachten beide Theile unter den Waffen zu. Die Kreuzfahrer waren äußerst beschäftigt den Thurm des Grafen Raimund von Toulouse sowie den Gottfrieds, der am meisten gelitten, auszubeßern. Die Türken, die vor Furcht zitterten, man möchte sie in der Finsterniß überrumpeln, störten ihre Arbeit nicht. Sie hatten gleichfalls nichts Dringenderes zu thun als ihre Maschinen, die auch sehr übel zugerichtet waren, auszubeßern. Besonders ernst brachte Guido die Nacht zu. In den leichten Mantel gehüllt schritt er in dem Dunkel auf und nieder, ermunterte hier die Arbeiter zur Eile, weckte dort eine von den Anstrengungen des Tages eingeschlafene Wache, tröstete die Verwundeten und machte manchem Sterbenden durch fromme gläubiges Vertrauen erweckende Worte die

letzten Augenblicke leichter. Ohne daß er sich dessen erwehren konnte schlich das Grauen kalt durch seine Brust. Denn wo er hinblickte sah sein Auge beim falben Lichte des Mondes nichts als blutige Auftritte der furchtbarsten Zerstörung. Da rief, als er so allein in der Nacht von einem abschüßigen Felsen auf Jerusalem hinschaute, eine bekannte Stimme seinen Namen. Wehmütig ergriffen wandte er sich um, und wie er es gedacht, stund Klara, die ihm schon geraume Zeit leise gefolgt war, vor ihm. Die Angst um den Theuern, der bei dem Sturme des verwichenen Tages eine leichte Wunde erhalten, hieß sie das Zelt der Frauen verlaßen. Auch war ihre Brust von furchtbaren entsetzlichen Ahndungen so voll, daß sie des Trostes gar sehr bedurfte. Die gewaltigen Vernichtungsanstalten, die man von beiden Seiten getroffen, die da bewiesen, daß beide Theile mit verzweifeltem Entschluße am kommenden Tage Tod und Leben an den Besitz Jerusalems setzen würden, erschreckten sie gar sehr. Doch Guidos Antlitz von düstern Ahndungen selbst umwölkt war nicht geeignet ein trübes Gemüt heiter zu stimmen. Voll inniger Theilnahme ergriff der junge Ritter die Hand der trauernden Jungfrau; und als sie klagte, sie fürchte sich vor dem blutigen Schrecken des bald erwachenden Tages, da tröstete sie Guido und sagte „Allerdings wird der morgige Tag Manchen, der es nicht ahndet, in das Sterbgewand hüllen. Doch was schadet es, wenn auch uns diß Loß trifft? Es kömmt ja nicht darauf an, wie lange, sondern wie tugendhaft man gelebt. Die Tugend, Klara, bringt den Geist zur Reife, und nur dasjenige Leben ist lang, das den großen Endzweck erreicht. Die Zeit, die keine Frucht trägt, verdient keinen Namen. Wir haben viel geduldet, viel gelitten, und sterben, wenn es so sein muß, für einen großen heiligen Glauben, und auf einem

Boden, dessen Heiligkeit uns mit Sehnsucht heranzog. Vertraue deshalb auf den Himmel; denn jedem Sterblichen ist ja von der Wiege an von einem ihm unerklärbaren Geschicke ein mehr oder minder ernster trüber Gang durch das Leben, das man wohl einen unermeßlichen Saal des Todes nennen kann, angewiesen.“ In solcher Weise redete er eine Weile mit ihr. — „Wer kann denn,“ sagte er, als sich die Jungfrau durch ihn wie eine Rebe durch die Stütze gehoben fühlte, „die echten Züge des Todes faßen, da er doch nie einem Maler gesessen? Glaube mir, daß der Tod und sein Bild in unserm Gehirne wenig miteinander gemein haben, da die Furcht unsern Pinsel erschüttert und die Einbildung, Ausschweifung, wie die dunkle Unwißenheit Schatten gebiert. Diese fertigen denn das fürchterliche Gemälde. Betrachtet man den Tod aber genau, so ist nach dem Sterben nichts todt, als Elend und Gebrechen, die den Wanderer beschwerten und drückten und ihm die Straße zum wahren Leben sperrten. Sag, Jungfrau, wo wohnt der feurigste Wunsch des Frommen, des Weisen? Die Sonne ist zu dunkel ihn zu erhellen, die höchsten Sterne sind zu niedrig ihn zu erreichen. Nur der Tod, der erhabene schöne Tod bringt ihn im Triumpfe über Sonne und Sterne dort in ein sicheres Land.“

„Wie bin ich froh, daß ich dich aufgesucht!“ rie jetzt Klara, und ihre Augen leuchteten in frommer Verklärung. Ihre Hände waren gefaltet, die Züge ihres lieben Gesichtes drückten seltene Faßung aus. „Schlag du morgen den Kampf für Jerusalems Befreiung; ich werde im Zelte der Frauen für dich beten.“ So sprach Klara, die bei Guido hehren Trost gefunden, kniete dann mit dem frommen Helden auf dem steilen Felsen nieder und betete vereint mit ihm um den Sieg des bereits däm=

mernden Tages. Dann drückten sich Beide in reinem Gefühle die Hände und schieden mit heiterm Gesichte, aus welchem Gottergebenheit und Faßung leuchtete.

Bald darauf stieg der große ewig denkwürdige Bluttag, der 15. des Juli im Osten herauf. Die Kreuzfahrer eilten an ihre Posten, und bald bot der Zerstörungsgeist von beiden Seiten Alles auf. Eines Jeden Kraft kam nun in vollere Thätigkeit zum Vorscheine; doch der Widerstand, der die ungeheuern Anstrengungen des Kreuzheeres von Jerusalems Mauern zurückwarf, war entsetzlicher als man es obgleich auf Schreckliches gefaßt erwarten konnte. Die Belagerten beschoßen das Kristenheer fortwährend mit Steinen, mit glühenden Pfeilen, Brandtöpfen und ätzenden Geistern, die selbst in die Panzer Male einbrannten. Doch alle diese furchtbaren Mittel schüchterten das Kreuzheer nicht ein. Seine Angriffe wurden immer wütender. Als die Türken die Kraftlosigkeit ihrer furchtbaren Zerstörungsmittel sahen, nahmen sie ihre Zuflucht zur Zauberei und ließen durch drei sogenannte Hexenschwestern die Wurfzeuge und Thürme der Feinde besprechen. Doch ein wohlgezielter gewaltiger Stein aus Herzog Gottfrieds Wurfzeuge schmetterte sie von der Mauer. Als sie so ihren Zauber scheitern sahen, sank ihnen allmählig der Mut. Doch auch das Kreuzheer hatte so viele Verluste erlitten, war bereits so erschöpft, daß die Fürsten den Kampf einzustellen beschloßen, damit man die Maschinen ausbeßern und folgendes Tages neugestärkt stürmen könnte. Laut klagten die Ritter, daß Kristus der Herr sie für unwürdig erachte sein heiliges Grab zu erobern. Da erschien auf dem höchsten Punkte des Ölberges plötzlich ein Ritter in völliger Rüstung, der hoch zu Rosse einen wie eine Sonne flammenden Schild schwang und dadurch zur Fortsetzung des Kampfes aufmunterte.

Das ganze Kreuzheer sah diese Erscheinung, und mit dem leidenschaftlichsten Feuer begann sogleich der Sturm auf's neue. Bald stund der hohe Thurm des Herzoges von Bouillon dicht an der feindlichen Ringmauer, und indem alle Versuche der Belagerten den gewaltigen Holzriesen zu verbrennen oder zu zerschmettern fruchtlos blieben, fiel mit donnerndem Gepolter die Fallbrücke desselben auf das Mauerwerk, und mit hochgeschwungenem Schwert und Schilde war Herzog Gottfried der Erste, der mit kaltem besonnenem Heldenmute sich den Lanzen, Äxten, Schwertern und Pfeilen der Ungläubigen durch Staub- und Rauchwolken entgegen warf. Sein Bruder Eustach, Tankred, Herzog Robert, der Graf von Flandern und der mutige Guido schoßen wie das Gewitter hinter ihm her. Sie waren die Ersten, die mit dem Kreuzhelden über den Ringwall auf die Köpfe der Feinde hinabsprangen und mit entsetzensvoller Tapferkeit den Nachdringenden den Weg bahnten. Links und rechts bestieg jetzt das Volk auf Leitern die Wälle; und als der Herzog von Bouillon, der Held dieses entscheidenden Tages, der mit jedem Hiebe seines Schwertes zwei bis drei Feinde niederschlug, mit eigener Hand das Stephansthor öffnete, ergoß sich das siegestrunkene Volk gleich den Wogen, die den Damm durchbrochen, in die Stadt. Als Graf Raimund von Toulouse nun das Siegesgeschrei der von der Nordostseite eingedrungenen Kristen vernahm und sich auf der Mauer unter den Vertheidigern Flucht und Verwirrung kund gab, rief er den Seinen zu „Kämpfer, die Franzosen sind schon Meister von Jerusalem, während wir noch hier im Handgemenge liegen!" Kaum hatte er das gerufen, so flammte das Feuer seiner Worte fürchterlich bei seinen Kriegern auf. Sie legten Leitern an, stießen Lanzen und Schwerter in die Fugen der Mauer und

huben sich so mit Gedankenschnelle in die Höhe. Überall wichen die Feinde. Das Morden, das jetzt begann, war so entsetzlich, daß die Kreuzfahrer bei dem Tempel Salamons bis über die Knie im Blute wateten. Die Zahl der hingewürgten Mohamedaner jedes Alters und Geschlechtes belief sich auf 70000, so daß kaum so viele von ihnen am Leben blieben, als nothwendig waren um die Todten aus der Stadt zu schaffen. So siegte Gottfried von Bouillon, und eh noch der Tag völlig entschwunden war, führte er mit blutiger Rüstung seine Helden in das Herz der heiligen Stadt. Als er aber die Fruchtlosigkeit sah dem barbarischen Gemetzel Einhalt zu thun und die siegestrunkenen Kreuzfahrer, die alle Feinde Kristis vertilgen wollten und auch die Juden, welche sich in ihre Synagoge geflüchtet, verbrannten, legte Herzog Gottfried von Schauer ergriffen die Waffen nieder, zog ein Bußhemd an, bestreute den Scheitel mit Asche und wallte nur von Guido und noch zwei wackern Rittern begleitet barfuß nach der Kirche des heiligen Grabes hin, wo er sich in Andacht und Schmerz über die verübten blutigen Gräuel, zerknirscht auf die heilige Erde hinstreckte. Noch immer ward in der Stadt gemordet; doch plötzlich brachte der Anblick des frommen Herzoges eine unerklärliche Umwandlung der Gefühle hervor. Auf ihre Ausbrüche der Wut, auf den Durst nach Rache folgte nun Reue und Buße. Man ließ von dem Morden ab, und wie verabredet warfen Alle die Waffen weg, wuschen ihre Hände, reinigten die blutbespritzten Kleider und zogen weinend, seufzend und wehklagend im Gewande der Buße mit bloßen Häuptern und Füßen nach den heiligen Örtern hin. Jetzt erst strömten die eingebornen Kristen unter dem Vortritte der Priester mit Kreuz und Fahnen herbei, warfen sich den Kreuzfahrern zu Füßen und bezeugten

ihnen durch Worte, Geberden und Liebkosungen die Erkenntlichkeit, von der sie durchdrungen waren. Am meisten ward Peter der Einsiedler, in welchem sie den ersten Urheber des Kreuzzuges erblickten, von ihren Danksagungen bestürmt. Doch der fromme Mann erröthete über dem Lobe, entzog sich bescheiden den Äußerungen ihrer Dankbarkeit und sprach voll Demut, daß es Gott sei, der ihm den Mund geöffnet und seinen Worten Kraft gegeben habe. Ihm allein gebühre die Ehre. — Kalt und Strenge wies Gottfried allen Dank von sich ab; denn die blutige Schlächterei hatte ihn zu tief erschüttert, als daß sein edles Gemüt für Freude empfänglich gewesen wäre. „O Herr! vergib ihnen; denn sie wissen nicht was sie thun!" rief der edle Menschenfreund und Krist, als am dritten Tage nach der Eroberung Jerusalems die Schwärmerei wieder losbrach, und die Gefangenen, ohne daß er im Stande war es zu verhindern, erschlagen wurden. Auch Tankred, der drei hundert Sarazenen unter seinen Schutz gestellt und über dem Hause, in dem sie zusammengedrängt ihr Schicksal erwarteten, seine Fahne aufgesteckt hatte, gerieth in die äußerste Entrüstung, als man auch diese niedermachte. Über solch eine That ganz außer sich stürzte sich der edle Tarenter auf die Rasenden und hätte seine Waffen selbst gegen die Gefährten seines Sieges gerichtet, wenn ihn nicht die Ritter und Edeln ihm sein fruchtloses Bemühen vorstellend mit Gewalt hinweggebracht hätten. Erschöpft trat er zu Gottfried hin, der wie ein ernster trauernder Geist auf der Mauer stund. In dem Schmerze, der seine edle Brust durchwühlte, sah der kluge Herzog voraus, daß diß nimmer endenwollende Blutbad die ganze mahomedanische Welt aufwiegeln würde. „Die Imame," sprach er zu Tankred unter finstern Ahndungen, „werden lauter als je gegen die Kristen den Krieg pre-

digen. Dichter werden in Gesängen zur Rache rufen; diese Gesänge werden im Volke von Munde zu Munde gehn, und ich fürchte, die ausgestreute Saat wird blutige Früchte tragen.“ Von diesem Augenblicke an war Gottfried finster und in sich gekehrt. Zürnend blickte er, als sich die Wut gelegt, die Krieger an und gab mit wehmütiger Stimme den Befehl zur Begrabung der Leichen. Als diß traurige Geschäft beendet war, wählte die Geistlichkeit einen griechischen Patriarchen. Auch die Fürsten traten zusammen und berathschlagten, ob es nicht beßer sei die heilige Stadt einem Einzigen zu übergeben als sie in gemeinsame Obhut zu nehmen. Da beschloß man einen König zu wählen. Nach dem Rathe der Fürsten sollte derjenige, welcher der Tapferste und Untadelhafteste sei, die Krone tragen. Dieser Vorschlag erhielt den Beifall des ganzen Kreuzheeres, weil man sich davon die beste Reichsverfaßung und die ersprießlichste Dauer versprach. Es fiel die Wahl auch auf den Würdigsten. In schönstem Waffenschmucke begaben sich die Fürsten und Edlen in das Zelt des Herzoges von Bouillon. Der Kreuzheld lag eben im Gebete auf den Knien, als sie eintraten und ihm mit dem Rufe „Gegrüßt seist du Gottfried, König von Jerusalem!“ die Wahl huldigend kundthaten. Darauf ward er in die Kirche des heiligen Grabes geführt und öffentlich zum Könige ausgerufen. Hier wollten sie ihn auch salben und ihm eine goldene Krone auf's Haupt setzen; doch mit frommer Bescheidenheit lehnte er alle diese königlichen Ehrenbezeigungen ab. Er nahm zwar die hohe Würde mit der damit verbundenen Oberherrschaft an, doch mit einer Empfindung der Demut, die für ihn desto rühmlicher war, weil seine Nachfolger ihm darin nicht nachfolgten. An einem Orte, wo dem Erlöser eine Dornenkrone auf sein heiliges Haupt

gedrückt worden sei, wollte er keine goldene tragen, sagte der Brave. Auch unterschrieb er sich nie als König von Jerusalem, sondern stäts nur als Vertheidiger des heiligen Grabes.

So hatte nun Jerusalem einen lateinischen Patriarchen und einen lateinischen König, und mit der Eroberung der heiligen Stadt war somit der Zweck erreicht und der erste große Kreuzzug eigentlich beendet. Rechnet man den Untergang der dem Kreuzheere vorangezogenen Schaaren mit ein, so kostete dieser Kreuzzug mindestens 700000 Kristen das Leben. Zählt man aber auch die gefallenen Ungläubigen hinzu, so möchte die Zahl der Gebliebenen wohl weit über eine Million hinausreichen.

Die Ruhe, wie die Meisten sie gehofft, wollte auch jetzt noch nicht bleibend zurückkehren, und während man sich noch des Sieges freute, rückte eine neue Gefahr in riesenhafter Größe heran. Es war diß Afdat mit 200000 Streitern. Gottfried, der zeitig genug dessen Anrücken erfuhr, gieng ihm mit 20000 Mann entgegen und rieb die Hälfte jener ungeheuern Mannschaft, als es bei Askalon zur Schlacht kam, auf. Diß gewaltige Heer bestund nämlich meistens aus verweichlichten Ägyptern, aus Negern und Beduinen, die, als sie die ritterliche europäische Tapferkeit gewahrten, wie vom Donner gerührt dastunden. Aus übergroßer Furcht kletterten die Meisten auf Bäume und wähnten da geborgen zu sein; doch die Kreuzfahrer schoßen die Feiglinge mit Pfeilen, und stachen sie mit Schwertern und Lanzen herunter. Andere warfen sich auf die Erde und ließen sich gleich blöden Thieren ohne Gegenwehr erschlagen. Der Ruf solcher Überlegenheit kam den Kreuzfahrern sehr wohl zu Statten, weil der Friede wenigstens dem Scheine nach dadurch hergestellt ward. Nachdem man in Jerusalem noch einen feierlichen

Umzug gehalten, kehrten die meisten Kreuzfahrer mit Palmen in den Händen über Tyrus, Sidon, Tripolis und andere Orte in das Abendland zurück, und nur wenige von ihnen, unter Andern Tankred, blieben bei Gottfried, der nun mit einer kleinen Anzahl von Streitern die Hoheit seines neuen Reiches behaupten und den kleinen Umfang desselben sichern sollte. In der ganzen Gegend war kein kristliches Schloß, das nicht ein sarazenisches in der Nähe hatte; denn das Land war von Kreuzfahrern und eingebornen Kristen, von Ägyptern, Arabern, Seldschucken, Ordokiden und Türken bewohnt, die wie später die Deutschen zur Zeit des Faustrechtes in unaufhörlichen Fehden lebten. Es muste daher des Königes erste Sorge sein mitten unter diesen feindseligen Rotten seine zurückgebliebene Kriegsmacht zur Befestigung seiner Herrschaft und zur Erweiterung seiner Grenzen zu gebrauchen. Dazu war der edle Tankred bestimmt, der die Stadt Tiberias am See Genesareth erobert hatte und von Gottfried dafür mit dem Fürstenthume Galiläa, das sich vom Gebirge Karmel bis zum Meere erstreckt belehnt war. Tapfer schirmte dieser Held das Fürstenthum gegen die Ungläubigen, verwaltete es milde, baute neue Kirchen und bereitete sich ein dankbares Andenken. Jetzt erst, als alle Dinge nach außen ein freundliches Ansehen gewonnen hatten, kam Bohemund und Balduin, welche die innigste Freude über die Eroberung Jerusalems empfanden, aber durch die dringende Nothwendigkeit ihre Fürstenthümer zu beschirmen bis dahin abgehalten waren, nach Jerusalem, das noch immer einen sehr traurigen Anblick darbot. Es wehte nämlich von den schlecht begrabenen Leichen in der ganzen Umgegend ein unerträglicher Gestank, so daß sich Balduin und Bohemund wie ihre Schaaren Mund und Nase zuhalten musten um nicht ohnmächtig hinzusinken.

Gottfried empfieng sie mit tiefer Rührung. Als die Pilger nach so zahllosen Beschwerden endlich die heiligen Stätten besuchten, war ihre Wonne unbeschreiblich.

Nun folgten viele Tage der Ruhe. Gottfrieds Bestreben gieng jetzt dahin dem Königreiche durch weise Gesetze feste Pfeiler zu verleihen. Sein Gesetzbuch, das er so vortrefflich schuf, erhielt den Namen Assisses oder Briefe des Grabes, weil man sie in der Kirche des heiligen Grabes niederlegte. Sie wurden von dem Könige und Patriarchen unterschrieben und versiegelt und in einen Kasten verschloßen, aus welchem sie, wenn es die Noth erforderte, nur in ihrer Gegenwart hervorgeholt werden durften. In der genauesten Verbindung mit ihnen stehn die Verordnungen Ludwigs des Heiligen, aus denen der Abbé von Felli einen vortrefflichen Auszug geliefert. Nachdem sie zuvor noch Kristis Geburtsfest in Jerusalem gefeiert, kehrten Bohemund nach Antiochien, Balduin nach Edessa und Tankred nach Tiberias zurück. Jetzt gedachte Gottfried auf den Lorbeeren seines Sieges von den vielen Mühseligkeiten endlich auszuruhen, und jetzt war es seit der Belagerung von Antiochien das erste Mal, daß er den wackern Ritter Guido, dem in der Zwischenzeit, wie er es ihm versprochen, die fromme Klara angetraut war, bat die Harfe, die er sonst so meisterhaft gespielt, auf sein Gemach bringen zu laßen. Hier sollte er zu seinem meisterhaften Spiele heitere Lieder des Friedens und des Glückes singen, um des Herzoges erschöpften Geist zu erheitern. Mit Freuden war der Getreue dazu bereit und brachte so die Abende mit seiner tugendhaften Gattin, die der hohe Herr ihres frommen stäts heitern Sinnes wegen wie früher gerne um sich sah, bei Gottfried zu. Vereint mühten sich die Gatten den guten Herren, der oft gar finster blickte, zu erheitern, was ihnen auch zuweilen

gelang. Doch diß stille Glück sollte nicht lange währen; Denn von Feinden bestürmt bat Tankred den König ihm beizustehn. Ohne sich zu bedenken, that es dieser. Doch Gottfried, der mit blühenden Wangen und mit dem gesunden kräftigen Heldenansehen Jerusalem verließ, kehrte nachdem er dem Freunde geholfen, bleich und sterbend in die heilige Stadt zurück. Dieser Zug war die Ursache seines Todes; denn als er den Emir von Damask zur Zinsbarkeit gezwungen, ward er in Zäsarea, wo ihm der Emir der Stadt ein prachtvolles Mahl bereiten ließ, plötzlich schwer krank. Obgleich er bei dem Mahle nichts als einen Zederapfel genoß, so befiel ihn doch plötzlich eine tödtliche Schwäche. Denselben Tag langte eine große zwei hundert Schiffe starke Venediger Flotte, unter dem Bischofe Heinrich Kontarini und unter dem Befehle des Oberhauptmannes Johann Michieli, dem Sohne des gleichnamigen Dogen, an. Das richtete Gottfrieds starken Geist noch ein Mal auf. Er freute sich in der innersten Seele. Nachdem er trotz der Schmerzen, die in seiner Brust wühlten, den Besuch des Bischofes Kontarini und des Seehelden Michieli angenommen, versprach er auf ihre Bitten sich Tages darauf, wenn es anders Gottes Wille sei, den neuangekommenen Kreuzfahrern zu zeigen, die nichts sehnlicher wünschten, als den großen frommen Helden und Fürsten, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllte, von Angesichte zu schauen. Doch ihre Sehnsucht blieb ungestillt. Denn in der Nacht nahm sein Übel so sehr über Hand, daß er den nahen Tod ahndend sich eilig nach Jerusalem tragen ließ. Von Tage zu Tage verschlimmerte sich sein Zustand, und am 18. des Heumonates des Jahres 1100 hauchte er, nachdem er zuvor die Fürsten und Ritter, die nach Jerusalem gekommen um noch ein Mal den großen Mann zu sehen, in Tankreds und Guidos Armen

gottergeben seine Heldenseele aus. Im letzten Todeskrampfe drückte er zum Lohne der Treue noch fest Guidos Hand, der erst dann von der Leiche wich, als man den im Herren Entschlafenen in der Kirche des heiligen Grabes auf dem Kalvarienberge eingesenkt. Dann aber ergriff er mit blutendem Herzen den Pilgerstab, besuchte noch ein Mal mit seiner gleich ihm um den trefflichen Fürsten trauernden Klara die heiligen Orte, benetzte sie mit seinen Thränen und kehrte nach so vielen Stürmen und Gefahren mit trauerndem Herzen wieder in das Abendland zurück. Immer schwebten ihm die schönen Stunden sowie die der Gefahr und des Elendes, die er mit seinem guten Herzoge verlebt, vor der Seele, und auch in der Heimat angelangt gedachte der beglückte Gatte, den die Gnade des Herzoges reich gemacht, stäts mit tiefer Wehmut seines guten fürstlichen Herren.

Auch im Heere ward der Heimgang des Edeln allgemein betrauert. Nicht länger als ein Jahr hatte er seine gröste That, die Eroberung Jerusalems, die ohne seinen persönlichen Einfluß auf die immer untereinander in Hader liegenden Fürsten wohl niemals erfolgt sein würde, überlebt. In dem kräftigen Alter von vierzig Jahren war er hinüber geschlummert. Hatte er auch weise Nachfolger, so vereinte doch keiner so wie er mit dem Karakter des Helden und Staatsmannes fleckenlose Reinheit in Gesinnung und Wandel, Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung, biedere Einfachheit und Demut. Keiner besaß eine solche, die ganze Seele ausfüllende Frömmigkeit, solch eine strenge Gerechtigkeitsliebe, Keiner solche Menschlichkeit. Es trauerten deshalb ob seinem frühen Hinscheiden nicht nur die Kristen, sondern auch die Sarazenen weinten an seinem Grabe aufrichtige Thränen. Unausgebildet hinterließ der große Held sein

neues Reich, und wie er es, als er ob der furchtbaren Schlächterei bei Jerusalems Eroberung zusammenschauderte, vorhergesagt, so ging auch die ausgestreute Blutsaat auf und wuchs zu einem Kriege der Muselmänner gegen die Kristen im Morgenlande empor, der mit immer verderblicherer Zerstörungswut sich stäts wieder erneute und erst dann aufhörte, als die letzte Spur der Fürstenthümer, welche die Kristen dort gestiftet, wie von einer Alles entwurzelnden Windsbraut weggefegt und getilgt war. Wakkere Helden und Männer tauchten auch nach seinem Hinscheiden auf; doch von allen diesen löste keiner so fromm sein Gelübde, hieng keiner seine Waffen so rein am heiligen Grabe auf wie der sieggekrönte Kreuzheld Herzog Gottfried von Bouillon.

Stadtbibliothek
Augsburg

In der **v. Jenisch & Stage**'schen Buchhandlung in **Augsburg** ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Des Künstlers Schutzgeist

oder das

Wiedersehen auf dem Friedhofe.

Eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges

der reiferen Jugend gewidmet

von dem

Verfasser der „Kinder der Wittwe."

Mit 1 Stahlstiche, Velinpapier, elegant geheftet 14 ggr. od. 54 kr.

Adolf und Ludoiska

oder das

Gottesgericht auf den Eisfeldern Rußlands.

Eine Erzählung für die reifere Jugend

von dem

Verfasser der „Kinder der Wittwe."

Zweite sehr verb. Auflage. Mit 1 Stahlstiche. geh. 14 ggr. oder 54 kr.

In beiden Werken sind die historischen Scenen mit einer Frische und Lebendigkeit gegeben, die das Interesse der Jugend im seltenen Grade in Anspruch nehmen werden. Dabei sind Beide von religiösem Geiste ganz durchdrungen, und ganz dazu geeignet, die Stärke des Glaubens und Vertrauens in den jugendlichen Herzen zu entwickeln. Wir emfephlen sie daher den hochwürdigen Schul-Inspektoren, Lehrern und Eltern zu **Preisebüchern** und **Festgeschenken** bestens.

Die Tscherkessen,

oder:

Dschatemir der Sohn des Barden.

Ein historisch-karakteristisches Gemälde aus dem Kaukasus.

Der gesammten edlen Lesewelt, namentlich der reifern Jugend gewidmet

von

dem Verfasser „der Kinder der Wittwe.“

Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 14 ggr. oder 54 kr.

Der Verfasser liefert in diesem mit hoher Begeisterung und in edler Sprache geschriebenem Werke ein treffliches Lebens- und Sittengemälde dieses interessanten Volkes. Er sucht darin das Vertrauen zu Gott, der auch das Kleinste in der Welt so unerreichbar schuf, und die Liebe zum Vaterlande zu entflammen.

Bruder Joseph,

oder:

Ehrlich währt am längsten.

Eine Erzählung für die Jugend

vom

Verfasser des „Glockenbuben.“

Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 9 ggr. oder 36 kr.

In schöner kräftiger Sprache schildert der Verfasser das Leben eines unschuldig nach Sibirien verwiesenen Deutschen, der in der Verbannung glücklich und geehrt, während der Unredliche, der daran schuld ist, trotz seines Reichthumes unglücklich und mißachtet ist.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ambach, Eduard <<von>>,

Gottfried von Bouillon, oder die Eroberung des heiligen Grabes ein historisches Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge ; mit einem Stahlstiche

Augsburg 1845

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 92#(Beibd. 2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259140-6